



Rezensionen und Anzeigen

Raimund Merker: Elodie Paillard - Silvia Milanezi (Hg.), *Theatre and Metatheatre. Definitions, Problems and Limits*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (Mythos – Eikon – Poesis. 11.) 308 S. ISBN 978-3-11-063741-0 62

Herbert Bannert: Bruno Bleckmann, *Die letzte Generation der griechischen Geschichtsschreiber. Studien zur Historiographie im ausgehenden 6. Jahrhundert*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2021. (Historia. Einzelschrift. 267.) 186 S. ISBN 978-3-515-13085-1 (Print). ISBN 987-3-515-13087-5 (E-Book) 65

Walter Stockert: Marco Fattori, *Studi su accento e correptio iambica in Plauto*. Bologna: Pàtron editore 2022. 94 S. ISBN 978-88-555-3544-1 68

Ekkehard Weber: Géza Alföldy, *Die epigraphische Kultur der Römer. Studien zu ihrer Bedeutung, Entwicklung und Erforschung*. Hg. von Angelos Chaniotis - Christian Witschel. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2018. (HABES. Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien. 50.) 678 S. ill. ISBN 978-3-515-12236-8 70

Ekkehard Weber: Armin Eich (Hg.), *Inschriften edieren und kommentieren. Beiträge zur Editionspraxis, -methodik und -theorie*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2022. (Beihefte zu *editio*. 50.) XII + 224 S. ill. ISBN 978-3-11-075068-3 71

Darja Šterbenc Erker: Christian Badura, *Ovids Fasti und das kulturelle Wissen des römischen Kalenders*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2022. 290 S. ISBN 978-3-8253-4853-3 75

Sonja Schreiner: Manuel Baumbach - Arnold Bärtschi (Hg.), *Unheimliche Antike. Bedrohliche Texte, verunsicherte Rezipienten, verstörende Lektüren*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2021. (BAC. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 108.) 206 S. ill. ISBN 978-3-86821-914-2 78

Sonja Schreiner: Christoph Petersen - Markus May (Hg.), Heroen – Helden. Eine Geschichte der literarischen Exorbitanz von der Antike bis zur Gegenwart. Göttingen: Wallstein Verlag 2022. 430 S. ill. ISBN 978-3-8353-5311-4 84

Ekkehard Weber: Benedikt Eckhardt, Romanisierung und Verbrüderung. Das Vereinswesen im römischen Reich. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (KLIO. Beiträge zur Alten Geschichte. Beihefte. N.F. 34.) 348 S. ISBN 978-3-11-075186-4. e-ISBN (PDF) 978-3-11-075218-2. e-ISBN (EPUB) 978-3-11075222-9. ISSN 1438-7698 92

Gabriel Siemoneit: Christian Peters, Basinio da Parma. Hesperis, Der italische Krieg. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2021. (Die neulateinische Bibliothek. 6.) 562 S. ISBN 978-3-8253-4871-7 95

Klaus Fetkenheuer: Fabian Precht, Giovanni Boccaccios „De casibus virorum illustrium“ in Deutschland. Studien zur Überlieferung und Rezeption eines frühhumanistischen Werkes im 15. und 16. Jahrhundert. Wiesbaden: Reichert Verlag 2022. 400 S. ISBN 978-3-7520-0625-4 97

Sonja Schreiner: Peter Lindeberg, Neulateinische Epigramme. Dichter, Denker und ihre Städte – Eine Bildungsreise durch Europa. Hg. von Anja Behrendt - Simone Finkmann. Düren: Shaker Verlag 2021. VI + 149 S. ill. Print-ISBN 978-3-8440-7899-2. PDF-ISBN 978-3-8440-8301-9 <https://doi.org/10.2370/9783844083019> 100

Sonja Schreiner: Eckard Lefèvre, Martinus Schoockius: *Encomium Surditatis – Lob der Schwerhörigkeit* (1650). Einführung, Text, Übersetzung, Kommentar. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (Frühe Neuzeit. Edition Niemeyer. 241.) XI + 151 S. ill. ISBN 978-3-11-073713-4. e-ISBN (PDF) 978-3-11-073188-0. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-073188-0. ISSN 0934-5531 102

Sonja Schreiner: Ramunë Markovič i ūtė – Bernd Rölling (Hg.), Die Poesie der Dinge. Ziele und Strategien der Wissensvermittlung im lateinischen Lehrgedicht der Frühen Neuzeit. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (Frühe Neuzeit. Edition Niemeyer. 237.) VIII + 261. S. ill. ISBN 978-3-11-072068-6. E-ISBN (PDF) 978-3-11-072282-6. E-ISBN (EPUB) 978-3-11-072296-3. ISSN 0934-5531 <https://doi.org/10.1515/9783110722826> 105

Herausgeber: *Herbert Bannert*

Fachberatung und wissenschaftliches Lektorat: *Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner* / Titelbild: *Sonja Reisner – Raimund Merker*

Rezensionsangebote erbeten an: klass.phil.rezensionen@univie.ac.at

Elodie Paillard - Silvia Milanezi (Hg.), *Theatre and Metatheatre. Definitions, Problems and Limits*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (Mythos – Eikon – Poiesis. 11.) 308 S. ISBN 978-3-11-063741-0

Der vorliegende Band aus der Reihe „Mythos – Eikon – Poiesis“ (hg. von Anton Bierl) vereint unter den Abschnitten „Theatre and Paratheatre“, „Metatheatre, Performance Aspects“ und „Case Studies“ elf Proceedings zum griechischen Theater und seinen dramatischen Aufführungen, welche – was von den Herausgeberinnen im Vorwort betont wird – unter schwierigen Umständen während der Covid-Pandemie 2020–2021 entstanden und veröffentlicht wurden.

Die thematische Grundlage des Sammelbands bildete eine zweitägige internationale und mehrsprachige Konferenz, welche am 16. und 17. November 2018 an der Universität Basel (Department of Ancient Civilizations) abgehalten wurde. Ziel der Konferenz war respektive des Buches ist es, zu diskutieren und zu untersuchen, wie die zentralen Überbegriffe ‚Theater‘ und ‚Metatheater‘ in der Forschung – in Anwendung auf die antike Realität – eigentlich definiert werden, da bis heute beide Termini auf sehr unterschiedliche, ja mitunter widersprüchliche Weise bei der Entschlüsselung des antiken Theaters/Dramas Verwendung finden. Anhand der vorgestellten Beiträge sollen die Leser*innen ihr eigenes Verständnis von den beiden Begriffen neu denken. So richtet sich das Buch vorwiegend an ein Publikum, das bereits in die Materie eingearbeitet ist und auf praktische Erfahrung mit dem Forschungsgegenstand ‚Antikes Theater‘ verweisen kann. Da es uns an dieser Stelle nicht zielführend erscheint, jeden Buchbeitrag einer gesonderten Besprechung zu unterziehen, soll hier eine inhaltliche Vorstellung der einzelnen Aufsätze – die einen Bogen von der griechisch-römischen Antike bis in die Neuzeit schlagen – genügen.

Eingeleitet wird der Band von den Herausgeberinnen, die einen Abriss der Historie und die divergierende Verwendung des Begriffes ‚Theater‘ in der griechisch-römischen Antike bieten. Hierin kommen sie zu der Konklusion, dass *Theatron* für Griechen und Römer ein vielschichtiger Begriff war, der in seiner komplexen Realität nicht näher erklärt werden musste, da dieser in ihren Alltag und ihre Lebenswelten eingebettet war. Auch Studien aus jüngerer Zeit haben – ihrer Auffassung nach – bis heute kaum dazu beigetragen, die Begrifflichkeit in ihrem eigentlichen Wesen tiefer zu erfassen und zu entschlüsseln.

Das erste Kapitel unterteilt sich in die Unterabschnitte „Definitions and Limits of Theatrical Performances“ und „Paratheatre“ (17–101) und wird mit einem Beitrag des Altmeisters des Forschungszweigs ‚Antikes Theater‘, Oliver Taplin, eingeleitet („Diffused Performance and Core Performance of Greek Theatre“, 21–27). In diesem legt Taplin den Fokus auf den Terminus ‚Performance‘ und nimmt eine Differenzierung vor, die über die einzelnen dramatischen Genres hinwegreicht. Hervorgehoben werden von ihm die fixierten Parameter Zeit und Ort einer Aufführung. So ist seiner Auffassung nach die Kernleistung einer Aufführung erst dann beendet, wenn das Publikum das Theater verlässt und in seinen Alltag zurückkehrt.

Im Beitrag „(Un)Masking the πόλις: The Pre-Play Ceremonies of the Athenian Great Dionysia as Theatrical Performances?“ (29–62) greift Andrea Giannotti die unterschiedlichen Zeremonien am ersten Tag der großen Dionysien (10. Elaphebolíon) auf, bei dem die politische Selbstdarstellung Athens, Ordensverleihungen, Präsentation der Tribute, Trankopfer etc. feierlich zelebriert wurden, und fragt nach der besonderen Theatralik dieser kultu-

schen Handlungen und inwieweit diese als unmittelbarer Teil des beginnenden Theateragons verstanden wurden.

Mit einem möglichen Einfluss des lateinischen Dramas auf die spätgriechische Dramatik setzt sich Elodie Paillard auseinander. Unter dem Titel „Greek to Latin and Back: Did Roman Theatre Change Greek Theatre?“ (63–86) untersucht sie die in römischer Zeit veränderten dramatischen Aufführungsbedingungen und geht der viel zu selten gestellten Frage nach, inwieweit diese neuen Gegebenheiten für die spätgriechische Dramatik relevant waren und wie sich diese innerhalb einer dramatischen Aufführung bemerkbar gemacht haben könnten. In diesem Kontext lädt Paillard dazu ein, die vorhandenen Definitionen zum antiken griechischen Theater neu zu denken.

Der letzte Aufsatz („Defining Paratheatre, From Grotowski to Antiquity“, 89–101), welcher den ersten Abschnitt des Bandes beschließt, stammt von Mali Skotheim. Sie beschäftigt sich mit dem aus moderner Zeit stammenden Terminus ‚Paratheater‘. Der Begriff selbst wird in der Praxis gerne bei Theaterformen angewandt, in denen inszenatorisch die vierte Wand aufgelöst wird und die vormals bestehenden imaginären Schranken zwischen Publikum und Akteuren keinen dramaturgischen Bestand mehr haben. Mit Hilfe der Definition von Paratheater durch den polnischen Regisseur, Theatermacher und Schauspiellehrer Jerzy Grotowski wendet die Verfasserin seine Theorien auf vormoderne Aufführungskategorien an. Dabei macht Skotheim deutlich, dass dramatische Aufführungen, einst und jetzt, niemals starre, unveränderliche Kunstwerke waren, sondern immer kontextabhängige Umsetzungen sind, in denen definierte Grenzen keinen Bestand haben.

Der zweite Abschnitt des Buches (107–251) setzt sich mit der Definition von Metatheater in den unterschiedlichen Theatergenres auseinander, wobei der Abschnitt zur besseren Übersicht inhaltlich in die oben genannten drei Teile gegliedert ist. Den Auftakt macht die informative Arbeit von Anton Bierl (107–129), der, in einem ersten Schritt, die in der Theater- und Literaturgeschichte unterschiedlichen Definitionen und Herangehensweisen an den Terminus ‚Metatheater‘ vorstellt. Indem er, in einem zweiten Schritt, die verschiedenen dramatischen Erscheinungsformen thematisiert, macht Bierl auf den elementaren inhaltlichen Unterschied zwischen Metadrama (Text) und Metatheater (Aufführung) aufmerksam.

Es sind die performativen Aspekte, die Metatheatralität des darstellenden Körpers, denen sich Matteo Capponi in seiner Abhandlung widmet (133–147). Er lädt seine Leser*innen dazu ein, sich über die Definition des Begriffs ‚theatralische Geste‘ unverbrauchte Gedanken zu machen. Anhand ausgesuchter interner Regieanweisungen in den antiken Dramen, einer Typologie der in einer Aufführung verwendeten Gesten und Gebärden, kommt er zu der Konklusion, (12 und 138) „that ancient dramaturgy involves kinesics and metagestuality“. In weiterer Folge versucht Capponi an einem szenischen Beispiel des euripideischen *Orestes* (Verse 215–238) seine These mit Unterstützung von Bildmaterial zu untermauern.

Eine Reihe von Fallstudien formt das letzte Drittel des Buches, wobei der inhaltliche Schwerpunkt auf den Tragödien des Euripides wie auch auf der Komödie des Aristophanes liegt. So zeigt z. B. unter Zuhilfenahme von sog. Erkennungsszenen aus den Tragödien *Ion*, *Iphigenie in Tauris*, *Helena* und *Elektra* Emilie Ruch die Koexistenz von Metatheater und dramaturgischer Innovation auf (153–176).

In „The Mask of Troy“ (177–189) führt Pascale Brillet-Dubois am Beispiel der *Troerinnen* aus, wie Euripides die Metaebene in seiner Tragödie auf die Bühne brachte. Anhand einer konstruierten und inszenierten Melange, bestehend aus der verwendeten präzisen dramatischen Sprache, der Poesie, der stark gezeichneten Charaktere sowie der einge-

setzen Bühneneffekte, offenbart der attische Tragiker die Metatheatralität seines dramatischen Stoffes, dessen unterschiedliche dramaturgische Funktionen im Stück eingeschlossen. Am lebendigen Schicksal Trojas und mittels der von Euripides eingesetzten vielschichtigen Bühnennittel konfrontierte der Theatermacher das Athener Publikum mit seiner Lebenswirklichkeit in Zeiten des Peloponnesischen Kriegs und machte das Drama, so Brillet-Dubois, zu einer Lektion (14) „on core and diffused performance and on metatheatricality“.

Mit Aristophanes und seinen dramaturgischen Tiermetaphern setzt sich Marco Vespa auseinander (193–211), wobei er sich auf das prägende Bild des Affen, sowohl als Stilmittel wie auch als Bezeichnung für die Bühnendarsteller, konzentriert. Neben einer ausführlichen Abhandlung zur kulturellen Darstellung des Affen in der Antike und einer etymologischen Untersuchung des griechischen Begriffs *pithekos* ist es vor allem der metadramatische Wert von *πιθηκίζειν* in den Komödien des Aristophanes, den Vespa betont.

Mit einer Andeutung aus Aristophanes' *Ekklesiazusen* (Vers 889: ὁμῶς ἔχει τερπνόν τι καὶ κωμῳδικόν – „Es macht doch Spaß und ist Komödienbrauch“) setzt sich Loredana Di Virgilio auseinander (213–231). Für diesen Vers schlägt sie zwei neue Interpretationen vor, die sich von bisherigen Deutungen abheben. So stellt die Verfasserin fest, dass die junge Frau hier ganz im Namen des Dichters spricht und dass ihre Worte ein Appell an das Publikum sein könnten.

Beschlossen wird der Band mit einem Beitrag von Anne Duncan (235–251) zur antiken Pantomime und ihrer metatheatralischen Wirkung. Der Mimos war eine Kunstform, welche sich in der hellenistischen Welt beim Publikum zunehmender Beliebtheit erfreute und auch Frauen den Zugang zur Bühnenkunst ermöglichte. Anhand der uns überlieferten Ehebruch-Pantomimen nimmt Duncan ihre Untersuchung vor und zeigt, dass unmaskierte Frauen in diesem Genre weibliche Rollen verkörperten. – Ein Anhang, bestehend aus einem erschöpfenden Abkürzungs- und Literaturverzeichnis (257–283) sowie einem *Index verborum* und *locorum* (289–308), runden den gelungenen Band ab. – Alle Beiträge garantieren einen guten und informativen Ein- und Überblick in die Phänomene ‚Theater, Paratheater und Metatheater‘ sowie deren (nach wie vor) bewegliche Definitionen in der griechischen Antike. Doch es liegt, wie so oft, in der Natur der literatur- und theaterwissenschaftlichen Sache, dass letztlich nur Wahrscheinlichkeiten überprüft werden konnten, da allein literarische und/oder bildliche Quellen kaum ausreichen, um eine zufriedenstellende Antwort respektive eine klare Definition zu erhalten, was Theater, Paratheater oder Metatheater nun eigentlich ist oder in der griechischen Antike war. Aus den Beiträgen geht gut und deutlich hervor, dass es eine gültige Definition bzw. klare Grenzen zwischen den Termini nicht gab und nicht geben konnte, da diese Linien im Rahmen der Aufführung wie auch der künstlerischen Lebendigkeit jeweils nur von Fall zu Fall, von Genre zu Genre, von Inszenierung zu Inszenierung gezogen werden können und konnten: in Summe ein fachlich nützliches Buch ohne grobe methodische Unzulänglichkeiten, ein Buch, das zur Nachahmung einlädt.

Raimund Merker

Bruno B l e c k m a n n, Die letzte Generation der griechischen Geschichtsschreiber. Studien zur Historiographie im ausgehenden 6. Jahrhundert. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2021. (Historia. Einzelschrift. 267.) 186 S. ISBN 978-3-515-13085-1 (Print). ISBN 987-3-515-13087-5 (E-Book)

„Die rapide Schrumpfung der territorialen Basis und der Ressourcen des römischen Reiches sowie der Austausch der Eliten in den bisherigen Kernregionen führte dazu, dass die pro-fangeschichtliche Praxis nach dem herodoteisch-thukydeischen Muster nun definitiv für eine lange Zeit endete, bevor sie unter den spezifischen Bedingungen der byzantinischen Kultur neu entdeckt wurde.“ (158).

Dies ist der letzte Satz in diesem reichhaltigen und überaus gründlich gearbeiteten Buch über „Die letzte Generation der griechischen Geschichtsschreiber“. Das wesentliche Anliegen des Verfassers ist damit noch einmal prägnant zusammengefasst: anhand der spärlichen, oft nur in Fragmenten oder sekundärer Überlieferung erkennbaren Texte sowohl den historisch verwertbaren Gehalt der Geschichtsdarstellungen und deren Verhältnis zueinander zu erfassen als auch den gesellschaftlichen und kulturellen Hintergrund zu erhellen, dessen Fehlen, oder besser dessen veränderte Gewichtung – Voraussetzungen jedenfalls, die zur Beschreibung historischer Vorgänge, die über rhetorische Übungen oder panegyrische Verklärung hinausgehen, notwendig sind.

Den Ausgangspunkt für B l e c k m a n n s detaillierte Untersuchungen bildet die lange Zeit verbreitete und vor allem im 19. Jahrhundert, als die meisten Texte freilich noch nicht in größerem Umfang zur Verfügung standen, vertretene Ansicht, dass in späteren Zeiten die kulturelle Produktion ganz allgemein geringere Qualität aufweist. An eine eigenständige Ästhetik hat man offenbar auch in der Literatur nicht gedacht (einen dezenten Hinweis auf ein Urteil Eduard Nordens, Theophylaktos Simokattes betreffend, hat B l e c k m a n n notiert: 147). Die genaue und intensive Beschäftigung mit der Literatur der späteren Antike hat derartige Ansichten inzwischen weitestgehend verdrängt, und so hat sich auch etwa für die Beurteilung der umfangreichsten aus der Antike erhaltenen epischen Dichtung, der *Dionysiaka* des Nonnos von Panopolis, eine differenzierte und auf das Kunstwollen der Zeit eingehende Betrachtungsweise durchgesetzt. (Für Nonnos vgl. etwa die Untersuchungen zur epischen Technik des Dichters von Nicole Kröll, Die Jugend des Dionysos. Die Ampelos-Episode in den *Dionysiaka* des Nonnos von Panopolis, Berlin-Boston 2016 [Millenium-Studien 62], und auch Brill's Companion to Nonnus of Panopolis. Edited by Domenico Accorinti, Leiden-Boston 2016; für einen Abschnitt spätantiker Geschichtsschreibung steht jetzt zur Verfügung: A Companion to Procopius of Caesarea. Edited by Mischa Meier - Federico Montinaro, Leiden-Boston 2022 [Brill's Companions to the Byzantine World 11].)

Im Zentrum der Untersuchungen Bruno B l e c k m a n n s stehen die Historiker Agathias aus Myrina (von Myrine), Menander Protektor, Theophanes von Byzanz, Johannes von Epiphaneia und Theophylaktos Simokattes, also im Wesentlichen die Zeit des Kaisers Maurikios und Ereignisse des späten 6. und des 7. Jahrhunderts. Einen Schwerpunkt der Untersuchungen bilden die Beziehungen zwischen erklärt christlicher und profaner Geschichtsschreibung und deren wechselseitiger Wirkung, mit besonderer Erwähnung von Menander Protektor und Theophanes von Byzanz auf der einen und Euagrius von Epiphaneia und dem syrisch schreibenden Johannes von Ephesos auf der Seite der Kirchengeschichtsschreiber. Es ist die Zeit, in der neben der profanen Geschichtsschreibung die christlichen Historiker an Bedeutung gewinnen. Es erweist sich, kurz gesagt, dass es offenbar keine direkten Ausschluss-

gründe gegeben hat und in beiden Gattungen Ereignisse der jeweils anderen Fokussierung erwähnt werden, sofern sich dies für den Zusammenhang der Darstellung ergibt: Die beiden Genres existieren nebeneinander und schließen einander nicht aus (zusammengefasst im dritten Teil der Einleitung, „Veränderungen im 6. Jahrhundert: Zur Frage der Angleichung von Profan- und Kirchengeschichtsschreibung“, 27–38). Für die Datierung der Autoren legt sich B l e c k m a n n insofern fest, als er Euagrius Scholastikos von Epiphaneia und dessen Cousin Johannes von Epiphaneia nach 591 ansetzt und dieses Datum auch für Menander Protektor als wahrscheinlich annimmt (126 Anm. 52). Für Theophylaktos Simokattes ist festzuhalten, dass er während der Regierungszeit des Herakleios in den 620er Jahren schreibt, aber nur Ereignisse aus der Zeit Justins II. und des Maurikios behandelt, die Zeit des Phokas und des Herakleios selbst also ausklammert. Für die Beurteilung des Quellenwerts des Autors ist zu beachten, dass er, soweit man sehen kann – und dies kann an einzelnen Passagen, deren Originale erhalten sind, nachgewiesen werden –, Quellen aus früheren Darstellungen kopiert und diese dabei stilistisch umarbeitet und vor allem in rhetorisierender Weise ausschmückt. So ist beispielsweise von Johannes von Epiphaneia nur ein Stück aus dem Proömium und der Anfang des ersten Buches als Original erhalten, Informationen über andere Teile seines Werkes ergeben sich aus den umfassenden Übernahmen bei Theophylaktos. Wichtig zu bemerken ist auch, dass die sonst bei fast allen bekannten Historikern beobachtbare und hochgeschätzte Tradition der Geschichtsschreibung, wie Herodot und Thukydides sie vorgegeben haben, zwar den Prinzipien nach erhalten werden soll, aber allmählich nicht mehr im Mittelpunkt der stilistischen Ausformulierung der Texte steht.

Der Band ist zusammengesetzt aus Kommentarnotizen, längeren Abhandlungen und Teilübersetzungen, die B l e c k m a n n im Laufe der Arbeit an der gemeinsam mit Markus Stein vorbereiteten Übersetzung der Werke des Menander Protektor in dem interdisziplinären Forschungs- und Editionsprojekt ‚Kleine und fragmentarische Historiker der Spätantike‘ (KFHist) gemacht hat und die in einen größeren Zusammenhang der diversen Fragmente und Teileditionen der Geschichtsschreibung des ausgehenden 6. Jahrhunderts gestellt werden. In sechs Abschnitten behandelt B l e c k m a n n „Die Nachfolger Prokops: Agathias und Menandros“ (39–46), „Reden bei Menandros Protektor: Die Rede Justins II. bei der Einsetzung des Tiberios Caesar“ (47–63), „Christentum bei Menandros: Reliquien, antizoroastrische Polemik und Kreuzzugsidee“ (64–94; besprochen werden die Umstände um die Kreuzreliquie von Apameia, der Schutz von Städten durch göttliche Obacht, erste Ideen zu einem Kreuzzug und Anfänge der Ideologie des ‚Heiligen Krieges‘), „Menandros und die rivalisierenden Historiker seiner Generation: Theophanes von Byzanz und Johannes von Epiphaneia“ (95–113; mit einer detaillierten Ausleuchtung der Vorgeschichte des Perserkriegs von 572, einem Jahr, für das zufällig mehrere Berichte zur Verfügung stehen und das daher zu den besonders gut dokumentierten Jahren der alten Geschichte gezählt werden kann), „Die Konkurrenz der Historiker und Militärpatrone“ (114–140; B l e c k m a n n weist darauf hin, dass sich die gesellschaftlichen Interessen wegen der Zeitereignisse mehr auf das Militär verlagert haben und es daher auch an Möglichkeiten und wohl auch an der Bildung für eine umfassende Geschichtsschreibung gefehlt haben könnte), und schließlich „Die Historiographie unter Herakleios: Bemerkungen zu Theophylakt“ (141–152). In der „Einleitung: Zum Ende der antiken Geschichtsschreibung“ (9–38) werden die Problemstellung und verschiedene Thesen und Sichtweisen in der Beurteilung der späteren antiken Geschichtsschreibung besprochen und Begründungen für die erfolgte Auswahl an Themen gegeben: „Kontinuität und Brüche in der Geschichtsschreibung der Kaiserzeit und der Spätantike“ (9–23), „Erklärungs-

modelle zum Ende der antiken Geschichtsschreibung“ (24–27) und die schon erwähnte Besprechung von „Veränderungen im 6. Jahrhundert: Zur Frage der Angleichung von Profan- und Kirchengeschichtsschreibung“ (27–38). Die Ergebnisse der Detailstudien sind dann noch einmal konzis zusammengefasst (153–158).

Die Bibliographie ist umfangreich, aber naturgemäß nicht erschöpfend. Gelegentliche Unstimmigkeiten und Dubletten in den Literaturangaben sind letztlich leicht aufzulösen und behindern die Sicht auf die Quellen nicht. Für Dexippos soll noch auf die mit Kommentar versehene Ausgabe der Fragmente von Gunther Martin, *Dexipp von Athen. Edition, Übersetzung und begleitende Studien*, Tübingen 2010 (Classica Monacensia 32) hingewiesen werden, und für die Lesungen und die Interpretation der neuen Fragmente im Wiener Palimpsest-Kodex Vindob. hist. gr. 73 (erwähnt 20 Anm. 51) steht jetzt der Band: *Empire in Crisis: Gothic Invasions and Roman Historiography. Beiträge einer internationalen Tagung zu den Wiener Dexipp-Fragmenten (Dexippus Vindobonensis)*, Wien, 3.–6. Mai 2017, hg. von Fritz Mitthof - Gunther Martin - Jana Grusková, Wien 2020 (Tyche. Supplementband 12), zur Verfügung; bei den Literaturangaben zu Agathias kann man die Übersetzung von Joseph D. Frendo ergänzen, die 1975 im Berliner *Corpus Fontium Historiae Byzantinae* erschienen ist.

Im Zusammenhang mit der Behandlung des Theophylaktos Simokattes, gegen dessen landläufige Benennung als „letzter griechischer Geschichtsschreiber“ (im Verhältnis zu der folgenden byzantinischen Historiographie) B l e c k m a n n nichts einwendet, kommt auch der „letzte griechische Epiker“, Georgios von Pisidien, in die Diskussion. Dessen panegyrisch ausgerichtete Dichtungen beleuchten historische Ereignisse, und in den zwei Büchern der *Herakleias*, einer Dichtung, in der Herakleios an den Taten des Herakles gemessen wird und die mythischen des Letzteren, gegen die Leistungen des Herrschers gehalten, klein und unbedeutend erscheinen, sind – wie auch in seinen anderen Werken – Ereignisse der Zeit gespiegelt. Dazu gibt es eine interessante These, die näher erläutert werden soll (150–152). Zunächst die Fakten: Der Chronist Theophanes Confessor (9. Jh.) bietet eine umfassende Abhandlung über die Politik des Herakleios zwischen 624 und 628, und in den Text sind Verse eingefügt, die Leo Sternbach 1899 identifiziert, umfassend behandelt und zweifelsfrei dem Georgios von Pisidien, der von Theophanes auch genannt wird, zuweisen konnte (*De Georgii Pisidiae apud Theophanem aliosque historicos reliquiis*, Krakau 1899). In diesen Versen, ca. 60 Fragmenten in der Ausgabe von Pertusi, wurden Teile des verlorenen dritten Buches der *Herakleias* vermutet (Giorgio di Pisidia, *Poemi I. Panegirici Epici. Edizione critica, traduzione e commento a cura di Agostino Pertusi*, Ettal 1959 [Studia Patristica et Byzantina 7]). Die zu meist nur wenige Zeilen umfassenden Stücke lassen nur sehr allgemein einen Zusammenhang erkennen, und die Frage, ob die Zuweisung an die Herakleias plausibel ist, bleibt offen. Es erscheint aber sehr unwahrscheinlich, dass über eine der wichtigsten Perioden der späteren Antike, die mit dem Zusammenbruch des oströmischen und des persischen Reiches der Sasaniden endete, keine historische Abhandlung existiert haben sollte, falls das Werk des Theophylaktos so, wie wir es haben, abgeschlossen ist und nicht spätere Teile verloren sind. James Howard-Johnston hat daher in einer Untersuchung zur offiziellen Geschichtsschreibung der Perserkriege des Herakleios (erstmal 1994) die Vermutung geäußert, dass es eine solche Darstellung gegeben hätte, und zwar in einer neuen künstlerischen Form, einem Prosimetrum, das eine sachliche Darstellung der Ereignisse, gestaltet aus Berichten und Depeschen aus dem Kriegsgebiet, enthalten habe, die durch metrische Einlagen dramatisiert worden wäre – eben die als drittes Buch der *Herakleias* vermuteten Verse bei Theophanes Confessor –, und dass der Verfasser dieses Werkes – möglicherweise in offiziellem Auftrag –

Georgios von Pisidien gewesen sei (der Beitrag wurde mehrfach nachgedruckt: J. Howard-Johnston, *Heraclius' Persian Campaigns and the Revival of the East Roman Empire 622–630*, in: *East Rome, Sasanian Persia and the End of Antiquity. Historiographical and Historical Studies*, Aldershot 2006, und zuletzt in: *Late Antiquity on the Eve of Islam*, ed. by Averil Cameron, Farnham 2013 [The Formation of the Classical Islamic World 1], 341–384; Howard-Johnston bezeichnet diese erschlossene Quelle als „Official History of Heraclius' Persian Campaigns“, zuletzt in: *The Last Great War of Antiquity*, Oxford 2021, 219, 240 und 332–334). Ob diese Art der Darstellung wirklich völlig neu gewesen wäre, hätte sie denn tatsächlich existiert, sei dahingestellt, denn derartige Prosimetra gab es auch schon früher, und auch in historischen Texten, wie etwa bei Agathias (Bleckmann 151 Anm. 48). Bleckmann akzeptiert die Vermutung von Howard-Johnston, vielleicht auch, weil damit – trotz des gerade nicht historischen Inhalts der Dichtung des Pisidiers – eine auffallende Lücke in der Kontinuität der historischen Berichterstattung geschlossen und es überdies eine auffallende Form der Darstellung historischer Ereignisse wäre. Aber es ist eben nur eine These, für deren Überprüfung weitere Argumente gefunden werden müssten.

Das Buch ist nicht einfach zu lesen, die Darstellung oft gedrängt und voraussetzungsreich, und auch die Zusammenhänge der einzelnen Abschnitte sind nicht immer klar zu erkennen. Geboten wird aber eine äußerst genau recherchierte Abhandlung zu den meist nur fragmentarisch oder sekundär überlieferten Quellen, die penibel ausgewertet und interpretiert werden. Wenn man den sorgfältig argumentierten und im Einzelnen aus den Quellen und den Studien der Sekundärliteratur dargelegten Folgerungen Bleckmanns manchmal nicht sofort folgen kann, liegt dies in erster Linie am schwierigen und facettenreichen Gegenstand.

Eine ausführliche Auseinandersetzung mit Bleckmanns Buch findet sich in der Rezension von Michael Whitby, *Plekos* 24 (2022), 25–36 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2022/r-bleckmann.pdf> [19.12.2022]).

Herbert Bannert

Marco Fattori, *Studi su accento e correptio iambica in Plauto*. Bologna: Pàtron editore 2022. 94 S. ISBN 978-88-555-3544-1

Eingangs betont Marco Fattori, dass die Jambenkürzung (CI. = *correptio iambica*) sich sowohl der systematischen Beschreibung ihrer Phänomenologie als auch der Erklärung ihres Ursprungs immer noch entzieht. In diesem Buch widmet er sich einem besonders heiklen Problem: der Kürzung von tontragenden Silben in verbalen Gruppen.

In der *introduzione* (9) erinnert Fattori an die Definition der CI. bei Questa, *Metrik* (2007): Die Kürzung muss innerhalb eines metrischen Elementes stattfinden, die gekürzte Silbe darf nicht akzenttragend sein, zudem darf kein absolutes Wortende zwischen *brevians* und *brevianda* liegen. Bei der Erklärung des Phänomens CI. stehen Befürworter einer linguistischen Interpretation und die Vertreter einer metrischen Erklärung einander gegenüber, nach denen die CI. von den Dichtern der archaischen Epoche generiert worden sei (so Questa und Bettini).

Im zweiten Kapitel (17) behandelt Fattori vorerst Fälle von CI., die auch mit engem Anschluss (Enklise) erklärt werden können. So kann man, wie es scheint, die häufigen Fälle von CI. bei Demonstrativa wie *ille/iste* auch mit Tonschwäche/Atonie erklären. Weniger wahrscheinlich ist diese Erklärung vor Possessiva (*volūptas mea*), gängig hingegen vor Formen von *esse* (*Trin.* 380: *molēstae sunt*).

Im dritten Kapitel „analisi dei dati“ (29) behandelt Fattori vokalisch anlautende Zwei- und Dreisilber, die nach Monosyllabon oder elidiertem Zweisilber stehend der CI. unterliegen (Typ *sed ūxor*). Er scheidet hier zwischen möglichen Atona (wie *atque, eccum, esse*), wo etwa 15% der CI. unterliegen, und anderen Zweisilbern (9% CI., z. B. *Aul. 40 āg(e) ēxi*; andere Lösung bei Stockert, ad loc.). Auch beim Typus *sed ūxorem* oder *sed ōptime* findet sich eine ähnliche Frequenz der CI.

Im Gegensatz zu der bisher behandelten Kürzung von Positionslängen ist die CI. von Naturlängen so selten (40), dass derartige Belege sehr oft durch Emendation beseitigt werden. Z. B. *Aul. 553 in aēdis* wird in der Regel (so auch von Stockert) durch die Änderung zu *intromisti* vermieden; *Capt. 90 vel ire* wird hingegen meist toleriert, weil sich keine Emendation anbietet (vel del. Guyet).

Fälle wie *Curc. 594 neque aūdivi* oder *Cist. 43 quīdem ēcastor* (dazu vgl. Stockert, ad loc.) finden sich gelegentlich, der Typ *tib(i) ēvenat* (Lanciotti hält *eveniat* und liest *fort'*) findet sich nur ausnahmsweise.

Fattori kommt aufgrund seiner Recherchen zu dem Schluss, dass besagtes Verbot der CI. am Wortbeginn und nach Monosyllabon nicht gilt (45). Nur bei Fällen im Wortinneren wie *amāre / amāntem* hält es, also: „abbreviata all'interno di parola non deve recare l'accento“ (47).

Schließlich versucht der Autor, das Problem neu zu stellen (49). Fattori weist zurecht darauf hin, dass der Hörer des Plautus den richtigen Rhythmus sofort verstanden haben muss; er konnte nicht wie der heutige Leser über die Prosodie nachdenken. Fattori tendiert zu einer „interpretazione prosodistica“ der CI., die möglicherweise eine unterschiedliche Dauer der Artikulation von *brevians* und *brevianda* inkludiert hat. Beispielsweise wird auch eine gekürzte Silbe wie bei *sed volūptatem* nicht wie eine reine Brevis gesprochen worden sein; sie muss sich aber auch von einer Longa deutlich unterscheiden haben: Alles kam hier auf die Art des Aussprechens durch den Schauspieler an, die sich gewiss vom *sermo cottidianus* unterschied.

Das Verbot von *amāntem* und Ähnlichem erklärt Fattori mit dem eklatanten Widerspruch zu den Grundregeln der lateinischen Sprache; jedenfalls gebe es bei keinem Mehrsilber eine akzentuierte kurze Paenultima (67). Das fast völlige Fehlen des Typs *misērrimus* erklärt er mit der Vorliebe des Dichters, derartige Wörter an das Versende zu stellen (vgl. auch Appendix 2). In der *conclusione* (75) werden die Ergebnisse zusammengefasst.

Das Buch verfügt über eine reiche Bibliographie. In den Appendices macht sich der Verfasser bei der Bearbeitung des umfangreichen Materials die elektronischen Hilfsmittel zunutze. In einer ersten Appendix sammelt Fattori alle Stellen mit Zweisilbern (Typ *uxor*), die der CI. unterliegen könnten; Stellen mit CI. werden im Druck hervorgehoben; ebenso beim Typ *uxorem*, dem Typ *optime* sowie der Gruppe *aedis, auidi* und *eveniat*. In der zweiten Appendix wird der Grund für die Seltenheit des Typs *misērrimus, sed optime, negotium* mit der bevorzugten Stellung am Vers- oder Kolonende erklärt.

Diverse Indices beschließen das kleine, aber inhaltsreiche Buch, das für Studierende in der Regel doch zu kompliziert sein dürfte, aber einen wichtigen Beitrag zur Erklärung eines viel diskutierten und immer noch nicht eindeutig erklärten Phänomens bietet.

Walter Stockert

Géza Alföldy, Die epigraphische Kultur der Römer. Studien zu ihrer Bedeutung, Entwicklung und Erforschung. Hg. von Angelos Chaniotis - Christian Witschel. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2018. (HABES. Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien. 50.) 678 S. ill. ISBN 978-3-515-12236-8

Ein letztes Mal und mit reichlicher Verspätung darf ich hier Arbeiten von Géza Alföldy vorstellen, eine Sammlung (mit einem Register [„Indices“, wie sich das bei einem Epigraphiker gehört] und einem umfangreichen Tafelteil mit insgesamt 185, teilweise farbigen Abbildungen) von Studien und Aufsätzen dieses großen Forschers, die nach seinem Tod am 6. November 2011 von seinen Kollegen (und seinem Nachfolger in Heidelberg) zusammengestellt worden ist und einen guten Einblick in seine umfangreiche und vielfältige Arbeitsleistung gewährt. Dabei bin ich in der glücklichen Lage, viele, ja die meisten dieser Arbeiten als seinerzeit übersandte Sonderdrucke schon gekannt zu haben.

Es ist natürlich nicht möglich, auf alle diese Arbeiten im Detail einzugehen, weshalb hier nur einige wenige Hinweise erfolgen sollen. Die Einführung „Zur Geschichte der epigraphischen Forschung“ (19–31) hat Alföldy selbst noch für einen geplanten Sammelband geschrieben, der aber zu seinen Lebzeiten nicht mehr zustande kam; originell die Zeichnung zur „Vision zukünftiger Möglichkeiten für die Arbeit des Epigraphikers“, in der ein solcher von einem Hubschrauber zur Inschrift eines hohen Bogens herabgelassen wird (30) und die direkt auf seine Arbeit zur Inschrift am Bogen von Segusio anspielt, wo nur mehr die Befestigungslöcher der Bronzebuchstaben vorhanden sind (43). (Alföldy hat sich mit dieser Inschrift mehrfach und in verschiedenen Publikationen beschäftigt; zur Kritik an seiner Lesung vgl. jetzt Werner Eck, in: Armin Eich [Hg.], Inschriften edieren und kommentieren, Berlin-Boston 2022, 26–27.)

In einem weiteren Originalbeitrag spannt Alföldy einen weiten Bogen von Hispanien bis zum Vorderen Orient (35–51), wobei er immer wieder auf Inschriften zu sprechen kommt, mit denen er sich selbst beschäftigt hat. Grundlegend ist auch sein (hier in einer Übersetzung aus dem Spanischen vorliegender) Vortrag „Die epigraphische Kultur der Römer“ (53–72), in dem wir (wieder) seine Fähigkeit bewundern, mit wenigen Worten Wesentliches zu sagen. Ähnliches gilt für den nächsten Beitrag „Augustus und die Inschriften: Tradition und Innovation“ (73–102) – ein wahrlich unerschöpfliches Thema. Auch ich habe mir – in bewusster Erinnerung an Géza Alföldy – erlaubt, mich damit zu beschäftigen: Ekkehard Weber, Augusto e la cultura epigrafica, in: Gulia Baratta - Alfredo Buonopane - Javier Velaza, Cultura epigráfica y cultura literaria. Estudios en homenaje a Marc Mayer i Olivé, Faenza 2019, 411–421. Im Zusammenhang mit der Einweihung des Mars Ultor-Tempels hat Alföldy möglicherweise die Stelle bei Cassius Dio 55, 10, 6 missverstanden (78, vgl. auch 125), sodass seine genialischen Ergänzungen zu CIL 6, 40311 (es sind nur zwei Buchstabenreste erhalten) jedenfalls der zweiten Zeile unsicher werden. Das ergiebige Thema wird in den folgenden Beiträgen fortgesetzt. Hier darf auf seine m. E. ebenso fragliche Ergänzung der bekannten Pontius-Pilatus-Inschrift von *Caesarea maritima* verwiesen werden (112 und 411); nicht weil ich selbst einen anderen, gewiss auch nicht sicheren Ergänzungsvorschlag vorgelegt habe (Bonner Jahrbücher 171 [1971], 194–200), sondern weil ich nicht glaube, dass die einfachen *nautae*, die Schiffsleute, selbst als Adressaten in der Inschrift an erster Stelle

genannt waren, vor der Nennung des Bauwerks mit dem Namen des Tiberius (!) und vor dem des Stifters.

Alföldys besondere Liebe gehörte den *litterae aureae*, den vergoldeten Bronzebuchstaben besonders repräsentativer (Kaiser-)Inschriften – ein Vortrag, den er 2011 in Wien gehalten hat (117–138). Dass seine andere (erste oder zweite) große Liebe Spanien gegolten hat, wird ebenso in mehreren Beiträgen deutlich; den Ausdruck *in omnes provincias exemplum* (Tacitus *ann.* 1, 78; hier 257) hat er mehrfach erwähnt und auch als Titel eines (hier nicht abgedruckten) Aufsatzes gewählt. Aber auch Deutschland (365–373) und die Donauprovinzen (375–390) fehlen nicht.

Ein zweiter Teil gilt den großen Persönlichkeiten unseres Faches, beginnend mit Theodor Mommsen hundert Jahre nach dessen Tod (393–415) bis zu den großen Namen des Faches im 20. Jh. (417–482). Ein Anliegen war ihm die Zukunft der Epigraphik, auf die er allgemein und ebenso mit Hinweis auf konkrete Unternehmungen zu sprechen kommt (483–537). Wer immer damals bei dem Kongress in Barcelona 2002 dabei war, wird sich bei der Eröffnung beeindruckt an Alföldys Forschungsbericht seit dem Kongress in Rom 1997 erinnern, in dem er souverän von einer der zahlreichen von ihm beherrschten Sprachen zur nächsten gewechselt ist, beginnend (und endend) mit Latein und sozusagen von einem Satz zum nächsten (499–513; Ungarisch, da keine Kongresssprache, war nicht dabei).

Wenn bei früheren Gelegenheiten einzelne seiner Arbeiten in Sammelbände aufgenommen wurden, hatte Alföldy die lobenswerte Gewohnheit, sie zu überarbeiten, neu zu durchdenken und neuere Literatur einzuarbeiten. Hier war ihm das nicht mehr möglich. Dafür haben wir sie, wenn auch sorgfältig redigiert, in ihrer weitgehend ursprünglichen Fassung, als unmittelbare Erinnerung an diesen großen Forscher.

Ekkehard Weber

Armin Eich (Hg.), *Inschriften edieren und kommentieren. Beiträge zur Editionspraxis, -methodik und -theorie*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2022. (Beihefte zu *editio*. 50.) XII + 224 S. ill. ISBN 978-3-11-075068-3

Seit den Tagen unseres lateinischen Erzvaters Theodor Mommsen hat sich bei der Edition von Inschriften manches geändert. Das ist inzwischen, durch die Autorität einflussreicher Forscherpersönlichkeiten wie Géza Alföldy, sogar den Hütern der ‚reinen Lehre‘ an der CIL-Kommission in Berlin bewusst geworden, obwohl dort noch immer an manchen oft unwesentlichen, aber unverständlichen und unlogischen Editionsdetails festgehalten wird, mit dem unwiderlegbaren Argument, es wäre „immer schon so“ gewesen.

Der Schreiber dieser Zeilen, ein wissenschaftliches Leben lang (immerhin auch schon mehr als sechzig Jahre) mit der Edition und Kommentierung von Inschriften befasst, war daher sehr gespannt, was er und vor allem der „wissenschaftliche Nachwuchs“ aus diesem Buch lernen könnten, das auf einem Meinungs-austausch „erfahrener Epigraphiker“ (I) im Jänner 2020 basiert. Die eigene umfassende Tätigkeit begann mit der Arbeit an meiner Dissertation „Supplementum epigraphicum zu CIL III für Salzburg, Steiermark, Oberösterreich und das norische Niederösterreich“, Wien 1964, und ist gegenwärtig bei der Druckvorbereitung für den österreichischen Anteil der von Géza Alföldy initiierten Neuedition von CIL III (Pannonien) angelangt. Noricum soll noch folgen – *quod si vita suppeditet*.

Schon in seinem Vorwort (1–24) belehrt uns der Herausgeber, was das „wissenschaftliche“ Element an der Editionswissenschaft sei, falls wir bisher das Edieren eher für eine Methode, eine τέχνη, gehalten haben. Aber bereits im ersten Absatz stellt er eine Reihe (rhetorischer) Fragen, die einer ausführlicheren Stellungnahme bedürften, als das in einer Rezension möglich ist. Selbstverständlich ist sich die Epigraphik aller dieser Probleme bewusst und hat sich mit den sich daraus ergebenden Fragen – oft implizit – auseinandergesetzt. Dass Mommsen – seine ungeheure Arbeitsleistung nötigt uns noch immer Bewunderung ab – noch von anderen Voraussetzungen ausgegangen ist und manche Publikationen nicht diesen hehren Grundsätzen entsprechen, kann man der Disziplin nicht zum Vorwurf machen.

Das Inhaltsverzeichnis ist reichhaltig, weist aber einen deutlichen Wechsel zwischen Grundsätzlichem und Untersuchungen zu einzelnen Objekten oder Objektgruppen auf: Werner Eck (25–49) weist mit eindrucksvollen Beispielen wieder einmal darauf hin, wie wichtig der Schriftträger und der ganze epigraphische Kontext für das Verständnis der Inschriften, aber auch der Monumente insgesamt und der Beweggründe für ihre Errichtung sein kann; wir wollen dabei aber nicht vergessen, dass wir bei der Masse an provinziellen Grabinschriften, vielfach einfachen, meist gerahmten Platten, eben diesen epigraphischen Kontext nicht kennen – sie sind sicher nicht alle Teil monumentaler Grabdenkmäler wie in Aquileia, Šempeter oder des von Eck beigebrachten Beispiels aus Köln (37–38) gewesen. Stephen Mitchell (51–74) behandelt das *Monumentum Ancyranum*, vor allem das Gebäude als Schriftträger, dessen historische Entwicklung Tempel – Kirche – Moschee – Museum geradezu zu kulturphilosophischen Betrachtungen Anlass geben könnte. Von den modernen Ausgaben der RGDA kennt er nur Scheid (2007) und Cooley (2009), nicht aber die deutschsprachigen von Volkmann (³1969) und Weber (⁷2015). Anders als Mitchell und viele Fachkolleg*innen bin ich der Meinung, dass die griechische Übersetzung erst in der Provinz angefertigt wurde. Das entspricht der (auch später) üblichen Vorgangsweise bei der Publikation kaiserlicher Urkunden und erklärt manche Abweichungen im griechischen Text am besten; vgl. auch Cooley, 26. Mitchell betont aufgrund neuerer archäologischer und architekturhistorischer Untersuchungen, dass die Umwandlung des (dazwischen einige Jahrhunderte leerstehenden?) Gebäudes in eine Kirche erst in mittelbyzantinischer Zeit, im 9. Jh., erfolgt zu sein scheint. Ob man aber damals dem Text noch imperiale Bedeutung zugeschrieben und die (bewusst erhaltenen?) Tempelwände als „Schauplatz römischen Herrschaftswillens“ (69) angesehen hat, wird man doch hinterfragen dürfen. Immerhin bestand das Bauwerk mit dem *Monumentum Ancyranum* (dann als Moschee) auch noch unter den Seldschuken und Osmanen, und denen wird man ein solches Interesse wohl eher nicht unterstellen wollen. Markus Zimmermann beschäftigt sich mit Grabdenkmälern, sofern sie einen Skulpturenschmuck aufweisen (75–97). Das ist nicht gerade neu, und die von ihm (Anm. 3) gegebene Liste ließe sich noch beträchtlich erweitern, und vor allem ist auf Arnold Schober, *Die römischen Grabsteine von Noricum und Pannonien*, Wien 1923, zu verweisen, der der unmittelbare Anlass zur digitalen Neubearbeitung durch Friederike und Ortoff Harl, *Ubi erat lupa* (lupa.at), gewesen ist, wo Inschrift und Skulptur gleichermaßen berücksichtigt sind. Dass *CIL* und *CSIR* unterschiedliche Zielrichtungen haben, ist legitim und hängt vom (verständlichen) wissenschaftlichen Hauptinteresse der jeweiligen Bearbeiterinnen und Bearbeiter ab – eine gleichgewichtete Ausbildung in beiden Fächern, so wünschenswert sie wäre, ist in der derzeitigen Universitätslandschaft nicht mehr zu erzielen. (So ist an der Universität Wien das Institut für Alte Geschichte und Klassische Archäologie, in dem genau das gewährleistet sein sollte, 1984 geteilt und sogar räumlich getrennt worden, und durch das unglückliche System der „Einfach-

studien“ ist dann der letzte Anreiz gefallen, die beiden Studienrichtungen sinnvoll miteinander zu verbinden.) Neuerdings beginnt sich auch die Geologie für unsere Denkmäler zu interessieren (oder wird von den Archäolog*innen und Museumsbediensteten dazu eingeladen), mit durchaus interessanten Fragestellungen und Ergebnissen. Damit sollten die laienhaften Hinweise, wie *lapis calcarius*, in unseren Beschreibungen bald der Vergangenheit angehören. Über die Schriftrolle auf Grabsteinen (96) hat Fritz Brein (Römisches Österreich I [1973], 1–5) bereits das Notwendige gesagt. Mit seinen *tabulae ceratae* macht uns Michael A. Speidel auf ein besonders schwieriges Inschriftenmaterial aufmerksam (99–113) und betont zu Recht die hier besonders enge Verwandtschaft zur Papyrologie. Bei den „Doppelurkunden“ könnte man noch auf die naheliegende Parallele zu den Militärdiplomen hinweisen. Ausgehend von der (missglückten) Versinschrift auf dem Boden einer Sparbüchse (?) CLE 2153 = AE 1908, 189 behandelt Ulrich Hutter Graffiti und „Graffiticluster“ (115–129); die Diskussion um „Graffito“ oder „Dipinto“ problematisiert nur einen doch evidenten Unterschied, auch wenn in der Literatur – wie bei ihm – beide Gruppen zumeist unter ersterem Begriff zusammengefasst werden. (Auch die jetzt mittels Spraydosen allenthalben angebrachten Zeichnungen und Schriften, die unser Stadtbild verschönern, werden üblicherweise als „ein Graffiti“ [*sic*] bezeichnet.) Hübsch (und von kulturgeschichtlichem Interesse) ist der Ausblick auf die Graffitikultur der Gegenwart; hier hätten als historische Beispiele auch der Herr Kyselak und Kilroy, der schon da war, genannt werden können – Namensgraffiti (und -dipinti) als Anwesenheitsnotizen sind durch die Jahrhunderte ein unerschöpfliches Feld. Wolfgang Spickermann und Reinhold Wedenig behandeln die „Kleininschriften“ (anders als *instrumentum* ein geglückter Begriff) insgesamt und geben uns einen Eindruck von den Schwierigkeiten, sie aufzuarbeiten. Bei der Serie T.E.NOR ist anzumerken, gerade im Sinn des vorliegenden Bandes, dass sie außer dem Schriftzeugnis und in einem getrennten Register nur sehr karge Angaben zur Art des Schriftträgers enthält. Hinzugefügt werden kann noch die Gruppe der Bleietiketten (zumeist aus dem textilver- oder -bearbeitenden Gewerbe), von denen es inzwischen eine stattliche Menge an Depot- und Einzelfunden gibt. Christine Wulf weitet unseren Blick über die Antike hinaus ins Mittelalter und die Frühe Neuzeit bis 1650, mit Hinweisen zur Geschichte und Arbeitsweise der Unternehmung der *Deutschen Inschriften* (DI). Wie (ähnlich) auch bei der CIL-Kommission der BBAW ist es unverständlich, dass dieses mit 2030 terminisiert ist – nur wissenschaftliche Technokraten können davon ausgehen, dass Zeitdruck zu einer rascheren (und ebenso sorgfältigen?) Arbeit führt. Gerade wenn das Quellenmaterial digital zur Verfügung gehalten werden soll, wie das heute zu Recht gewünscht wird, ist eine ständige Wartung der entsprechenden Server und Inhalte nicht nur sinnvoll, sondern notwendig. Ohne allzu kleinlich werden zu wollen, sei angemerkt, dass die Wiedergabe („Edition“) der Inschrift in dem Parallelunternehmen *Corpus des inscriptions de la France médiévale* (CIFM 23, Nr. 48; hier 161–162) [- - *Blanche uxor* [- -] (eines dreijährigen Kindes!) irreführend ist: Es muss natürlich (mit Bezug auf *filius* und den davor genannten Vater) *uxor[is - -]* gelesen werden. Bemerkenswerterweise ist die französische Übersetzung richtig („*et de Blanche sa femme*“). In diese digitale Werkstatt führen uns Frank Griesebner und Marietta Horster ein (169–187), mit den Problemen, die damit verbunden sind, und Hinweisen, was es da schon alles gibt. Ein wenig verwirrend für den digitalen Laien (oder Anfänger) ist die Fülle von Abkürzungen für die einzelnen Datenbanken und Programmiermethoden, die zwar erklärt werden, aber dennoch eine durchgehende Lektüre des Beitrages nicht gerade leicht machen. EDH und EAGLE werden gesondert vorgestellt. Das Kernproblem bei den meisten dieser Da-

tenbanken scheint mir zu sein, dass die Erfinder und -innen möglichst viele, wenn nicht gar alle denkbaren Abfragemöglichkeiten zu berücksichtigen versuchen, wodurch die Programmierung und Eingabe erschwert und die Suche zumeist umständlich wird. Ein geradezu typisches Beispiel dafür scheint mir die Frage „Welche Inschriften gibt es noch in der näheren Umgebung“ zu sein (182–183 Abb. 2, sogar mit einer Landkarte auf GPS-Basis). Nützlich und interessant: gewiss (abgesehen davon, dass unsere Corpora, gerade auch lokale Publikationen, schon bisher topographische Zusammenhänge durchaus zu berücksichtigen versucht haben). Aber der Gewinn steht in keinem Verhältnis zu dem dafür notwendigen Aufwand. Dass es auch anders geht, zeigt die EDCS, die zwar einfacher gestrickt ist, dafür aber (gefühl) das Gesamtmaterial enthält. Für 90% aller Fragen reicht sie völlig aus, wenn diese richtig gestellt werden, und den Rest wird man entweder anders suchen oder, bei Einzelobjekten, die Originalpublikation und/oder eine Abbildung konsultieren müssen. Es war auch nicht hilfreich, dass durch die diakritischen Zeichen nach Krummrey-Panciera im CIL die Sache noch ein bisschen komplizierter geworden ist. Aber der optimistische Satz soll hier an den Schluss gestellt werden: „Auch sind wir dabei, gemeinsam Möglichkeiten auszutesten, wie für das *Corpus Inscriptionum Latinarum* CIL der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ein neues digitales Format geschaffen werden kann, das den Bedürfnissen nach einem digitalen Zugriff auf erstklassige Editionen entgegenkommen soll“ (174 – unsere Gebete begleiten sie). Informativ, aber eher ein Kuriosum ist in diesem Zusammenhang der Beitrag von Harry Falk und Oliver Hellwig, die uns mit einem digitalen System für indische Schriften vertraut machen (189–198). Wir werden aber wohl nur selten vor die Notwendigkeit gestellt, Sanskrit-Inschriften zu edieren (und haben auch mit Punisch und Palmyrenisch und anderen Mittelmeeranrainersprachen schon unsere Schwierigkeiten, die wir gerne den zuständigen Fachleuten überlassen). Die Autoren meinen aber zuversichtlich, dass sich ihre Methode auch für andere (alphabetische oder alphabetsnahe) Schriftsysteme eignen müsse. Schließlich stellt Thorsten Beigel eine ganze Reihe von facheinschlägigen Datenbanken vor (199–217).

Im vorliegenden Buch, so scheint mir, ist das „Kommentieren“ ein wenig zu kurz gekommen oder findet sozusagen nur zwischen den Zeilen statt, obwohl gerade das schwierig ist, ein umfangreiches altertumskundliches Wissen voraussetzt und stark von der Zielgruppe der betreffenden Publikation abhängig ist. Ich meine dabei nicht formale Hinweise zu Lesungsvarianten oder Überlieferungsfehlern, die insgesamt zum „Apparat“ gehören, sondern Erklärungen zum besseren Verständnis des Inhalts. Fachleuten wird man eine Kaisertitulatur nicht erklären müssen (was aber für altertumskundlich oder epigraphisch nicht geschulte Historiker und Archäologen bereits nützlich sein könnte) oder ein römisches zum Unterschied von einem „peregrinen“ Namensformular und andere Dinge, die zu unserem Banalwissen gehören. Für ein „interessiertes Publikum“ (das es immer noch gibt) wird man aber mehr sagen müssen, und es ist mitunter eine schwierige Gratwanderung zwischen dem, was für Fachleute überflüssig ist, Laien aber zum Verständnis benötigen – und zur Erkenntnis, wieviel an historischem und kulturgeschichtlichem Informationswert auch in ganz einfachen Grab- oder Weihinschriften steckt.

Ekkehard Weber

Christian B a d u r a, *Ovids Fasti* und das kulturelle Wissen des römischen Kalenders. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2022. 290 S. ISBN 978-3-8253-4853-3

Christian B a d u r a setzt sich in dieser überarbeiteten Fassung seiner Dissertationsschrift das Ziel, die Aitiologie, die zentrale Gedankenfigur von Ovids *Fasti* und die Literarisierung des Wissens über den römischen Kalender zu untersuchen. Zu Recht distanziert er sich kritisch von der Forschung, die nur die literarische Tradition in den Blick nimmt, in welcher sich Ovid verortet, und hebt hervor, dass die antiquarische Tradition einen ebenso wichtigen Kontext liefert (12–13). Der Autor interpretiert die *Fasti* als einen intellektuellen Kommentar des römischen Kalenders und stellt die Kontingenzen im Wissen über den römischen Kalender, das Spiel mit den aitiologischen Wahrheiten und Ovids künstlerische Anreicherung und Neumotivierung des Kalenders mit literarischen Formen und Stoffen heraus. Ovids Ziele waren, den gebildeten Leser zu unterhalten, ihn zum Nachdenken über den politisch beanspruchten augusteischen Kalender und auch zur Kritik darüber anzuregen. Der Ansatz, welchen das Buch verfolgt, vermittelt zwischen formalästhetischer und diskurshistorischer Analyse der *Fasti*, die als poetischer Wissenstext aufgefasst werden. Ovids aitiologische Elegie assimiliert die zeitgenössische Wissenskultur, reflektiert und kritisiert diese jedoch auch.

Im zweiten Kapitel, „Literarische Wissensgeschichte und römische Kalenderdichtung“, geht B a d u r a auf die politische Bedeutung des römischen Kalenders und der antiquarischen Wissenspräsentation ein und präsentiert kurz die hellenistische Dichtung und ihre Gründungssagen, vor allem Kallimachus’ *Aitia*, sowie das vierte Buch der *Elegien* des Propertius als wichtige Vorbilder von Ovids *Fasti*. Bei der Besprechung der Frage, ob die *Fasti* zur Lehrdichtung gehören, diskutiert der Autor vornehmlich die Forschungsmeinungen von Bernhard Effe und Katharina Volk, verzichtet aber auf eine eigene Diskussion von Ovids Verweisen auf die Lehrdichtung von Hesiod, Arat und Lukrez in den *Fasti*, die sicherlich Neues zu dieser Frage einbringen könnte.

Das dritte und längste Kapitel der Monographie, „Poetische Entwürfe des Jahres“, hat zwei Teile. Im ersten Teil, „Die *Fasti* im antiquarischen Diskurs zum Kalender“, stellt B a d u r a mehrere Texte von Varro als Quelle für das antiquarische Wissen in Ovids *Fasti* heraus. Darüber hinaus zeigt er, dass Varro, Ovid und Verrius Flaccus, der Autor der *Fasti Praenestini* und des Lexikons *De verborum significatu* (auch *significatione*) Mehrfachklärungen nebeneinander nennen, ohne eine Entscheidung über ihre Quellen zu treffen. *De rerum natura* des Lukrez wird als Vorbild für Ovids Schilderung des Frühlingsanfangs und der Göttin Venus herangezogen, der Schirmherrin des Monats April. B a d u r a belegt durch die Verweise auf zahlreiche Übereinstimmungen, dass Ovid das antiquarische Wissen in seinen *Fasti* aus Varros Texten schöpft. Darüber hinaus zeigt B a d u r a gut, wie das Wissen über den Kalender vor dem Hintergrund republikanischer und augusteischer Texte verortet ist. Allerdings verzichtet der Autor auf die Analyse der Gattungsunterschiede, obwohl die Frage nach dem Wandel einzelner Wissensinhalte aus Varros antiquarischen Erörterungen in Prosa in der Epik von Lukrez oder in der aitiologischen Elegie von Ovid äußerst interessant wäre.

Lukrez schildert am Anfang von *De rerum natura* die Göttin Venus als personifizierte Lebenskraft und Begierde, Ovid nimmt auf diese Darstellung des Frühlings Bezug im vierten Buch der *Fasti*, das Venus gewidmet ist, aber die bildhafte und performative Öffnung des Textraums der *Fasti* übernimmt der Gott Janus (99), wie B a d u r a herausstellt. Für das Bild des Frühlings arbeitet der Autor zahlreiche Anspielungen heraus und diskutiert eingehend die

Verse 1, 161–164, die dem Frühlingsplädoyer im ersten Buch der *Fasti* folgen, in denen Janus mit der Kürze seiner Aussage die Kürze der Wintersonnenwende (*bruma*) am 25. Dezember nachahmt. Darüber hinaus argumentiert B a d u r a, dass Janus in seiner Kommentierung der *bruma* ein Stilmittel verwendet, dessen sich Ovid selbst häufig bedient, die Syllepse, die nach Edward John Kenney, Philip Hardie und Garth Tissol das Wörtliche mit dem Figurativen verbindet (109). Die doppelte Janus-Gestalt sei „Emblem der Syllepse, der Trope der Identität und elegischen Kompaktheit des Verses“ (119). B a d u r a stellt richtig fest, dass Ovid in seiner aitiologischen Elegie einen Anschluss an seine frühere elegische Dichtung findet, wobei die *Fasti* viele Aussagen in verdichteter Form ausdrücken (115). Die Janus-Form sei Meister-trope für die gesamten *Fasti* (116, 119).

Interessant sind die Beobachtungen des Autors über die Rezeption von Ovids *Fasti* bei späteren Autoren; so zeigt er, dass Plutarch mit aller Wahrscheinlichkeit Ovids Ausführungen über den Jahreszyklus in seinen *Quaestiones Romanae* 19 (*Mor.* 267f) folgt, da er sich, wie auch Ovid, an der Wintersonnenwende (*bruma*) als einem festen Tag des Kalenders orientiert. In den *Quaestiones Romanae* 19 bzw. *Mor.* 268c (hier nenne ich die Textstellen nach der Ausgabe von John Scheid, *Römische Fragen. Ein virtueller Spaziergang im Herzen des alten Rom*, Darmstadt 2012) ist ebenfalls der Einfluss von Ovids Präsentation von Romulus, Numa und Janus bemerkbar (120–121). Der Verweis auf Ovid als den Autor der elegischen Schilderung der Lupercalia ist aber keineswegs zutreffend auf „einen bestimmten Dichter, der mythologische Erklärungen von römischen Bräuchen in elegischen Versen verfasste“, weil Plutarch an dieser Stelle den elegischen Dichter explizit nennt, und zwar Boutas (*Rom.* 21, 8).

Im zweiten Teil des dritten Kapitels, „Das Jahr an der Schwelle: Janus und der Kalender“, werden die Überlegungen über den Gott weitergeführt. Janus herrscht über Anfänge (124), Übergänge (125), Türschwellen, die Schwelle des Jahres (129) und ist somit mit dem Jahresverlauf verbunden (130). Zudem ist Janus in den *Fasti* der Schutzherr über den Kosmos und die Gestalt des kosmischen Anfangs selbst (126), Gott aller Anfänge (131), der jede Opferung einleitet (130), der himmlische Türhüter und der Türhüter der zeitlichen Einheit (133), ein zeitliches Konzept und somit mit dem Kalender assoziiert (137). Weiter sei Janus der große, eigentliche Öffner des Jahres (169). B a d u r a positioniert sich allerdings nicht gegenüber der Interpretation von Philip Hardie, nach der Janus an Aeolus, den Herren der Winde im ersten Buch der *Aeneis*, erinnere (The Janus Episode in Ovid's *Fasti*, *Materiali e discussioni per l'analisi dei testi classici* 26 [1991], 47–64, hier 50). Vergil und Ovid porträtieren Aeolus und Janus als nicht ernst zu nehmende Prahler, die ihre eigene Macht maßlos übertrieben darstellen. Hardie stellt zudem heraus, dass Ovid Janus in humoristischen und sklavartigen Rollen, z. B. des Türöffners (*ianua!*), präsentiert (62).

B a d u r a argumentiert überzeugend, dass Janus in die Rolle des aitiologischen Dichters schlüpft, da er sein Schlüsselwort der Themenankündigung *canam* in 1, 104 in gleicher metrischer Stellung wie die Dichter-Persona im Eingangsdistichon der gesamten Elegie (1, 2) positioniert. Der kalendarische Zusammenhang zwischen Janus und Terminus und ihren Monaten, Januar und Februar, wird ebenfalls eingehend untersucht, Terminus fungiert als der Gott, der den Jahresablauf beendet (174: „*closure* des Jahres“). Interessant ist die kurze Besprechung der Rezeption von Janus am Gedichtbuchanfang oder des Janus als des Gottes des Jahresanfanges bei späteren Autoren wie Martial, Lucan, Statius und Ausonius (140–141).

Im vierten Kapitel, „Die *Fasti* als augusteisches Kulturbuch“, wird im ersten Teil „Die Form des Janus“ diskutiert. So erweist sich der Gott als das zentrale Thema der gesamten

Monographie. Weiter wird die gesellschaftliche Rolle elegischer *recusationes* erörtert und geschildert, wie der elegische Code in den *Fasti* ausgehandelt wird.

Im Vordergrund des Buches sind wissenspoetologische Inhalte und das Motiv der Öffnung und des Beendens, über welche hauptsächlich der Gott Janus als der Gott des Monats Januar herrscht, aber auch die Göttin Venus und der Gott Terminus. Ausführungen zu den Gattungsinterferenzen zwischen Epos, in dem militärische Unternehmungen beschrieben werden, und Kalender-Elegie sind in der Besprechung der Rolle des Mars im dritten Buch der *Fasti* zu lesen. Der Kriegsgott Mars sei unter dem formenden Einfluss der Poetik der *Fasti* zu einem Gott der Frauen geworden (155), B a d u r a stellt sich aber nicht die Frage, wie ernst diese Behauptung zu nehmen ist. Für die Vorreden der *Fasti* 1–4 stellt der Autor gattungspoetologische Reflexion fest; beispielsweise bilden die epischen *arma* einen Gegensatz zu *alma*, dem Epitheton der elegischen Göttin Venus, für deren Darstellung B a d u r a stellenweise spielerische und komische Töne feststellt. B a d u r a legt eine „Axiologie der elegischen Dichtung“ vor, aber auch eine „Kodierung“, hiermit ist zum einen der Gegensatz zwischen Krieg und Frieden in den *Fasti* gemeint, zum anderen der Gegensatz zwischen politischer Tätigkeit und ‚Nichtsnutzigkeit‘, dem Code für das künstlerische Schaffen, das Verfassen der Elegien. Mit dem Ausdruck „Einheit der Differenz“ (184, 192) thematisiert B a d u r a im vierten Kapitel der Monographie, ausgehend von der Form des Janus als Gott mit zwei Gesichtern, die offene, zweiwertige oder ambivalente Erzählweise Ovids (192–193).

B a d u r a s Ausdruckweise ist teilweise enigmatisch, vor allem, wenn er auf die bestehenden literaturwissenschaftlichen Begriffe und Konzepte Bezug nimmt, oder eigene literarische Konzepte (z. B. axiologisches Konzept der *cura* oder „Einheit der Differenz“) entwickelt, teilweise aber klar und konkret. Dieser zweifache Sprachgebrauch vermittelt den Eindruck, dass der Autor Ovids ambivalente Ausdrucksweise in seiner Sprache widerspiegelt.

Im Schlusswort der Monographie betont der Autor, dass er mit seinem Buch über Ovids Umgang mit dem Wissen zeigt, wie die Trennung der Forschung zu den *Fasti* in zwei Lager zu überwinden sei, die „eine politische Deutung forcierten und in Gestalt von panegyrischer gegenüber subversiver Lesart firmierten“ (260). In der Tat wird der Fokus auf die literarischen Aspekte von Ovids Wissensvermittlung gelenkt, ohne sich auf die übertrieben starre Opposition zwischen pro- oder antiaugusteischen Aussagen in den *Fasti* einzulassen. Die Abkehr von diesem Gegensatz ist berechtigt, weil Ovids Erzählweise selbst ambivalent ist. B a d u r a verweist im ersten Teil des Buches auf unterschiedliche Literaturtheorien, vor allem auf die Theorie der Russischen Formalisten, im vierten Kapitel verwendet er zahlreiche Begriffe aus Niklas Luhmanns Systemtheorie. Um das Wissen über den römischen Kalender als kulturelles Wissen zu bestimmen, bespricht der Autor einige Ansätze aus der Kulturwissenschaft und Anthropologie.

Eigene Übersetzungen der *Fasti* lehnt B a d u r a an Franz Bömers Übersetzung der *Fasti* an, größtenteils sind sie sehr gut gelungen und schön. Der Autor erklärt allerdings nicht, warum er die jüngste Übersetzung der Elegie von Andrea Themann-Steinke (Ovid. *Fasti*, Festkalender 1–2, Darmstadt 2018) gar nicht heranzieht.

In Bezug auf Humor und Komik stellt das besprochene Buch, welches sehr wenig auf die humorvolle, witzige und ironische Erzählweise Ovids eingeht, das genaue Gegenteil einer einige Jahre älteren Dissertation dar, in der Komik und Humor im Mittelpunkt der Untersuchung stehen (Daniel Smutek, *Idem sacra cano*. Komik und Mehrdeutigkeit in Ovids *Fasti*, Hamburg 2015). Da in Varros *Antiquitates rerum divinarum*, die wichtige Prätexte für Ovids *Fasti* liefern, Humor, Ironie und Satire präsent sind, wie jüngst Leah Kronenberg (Varro the

Roman Cynic. The Destruction of Religious Authority in the *Antiquitates rerum divinarum*, in: Jason König - Greg Woolf [Hg.], *Authority and Expertise in Ancient Scientific Culture*. Cambridge 2017, 306–328) gezeigt hat, wäre es auch angebracht, etwas ausführlicher auf die humorvolle Erzählweise in Ovids *Fasti* einzugehen.

Einige Unstimmigkeiten fallen auf. B a d u r a schreibt, dass es im April keinen römischen Venus-Kult gibt (162), dabei unterschlägt er das Fest der Venus Verticordia am ersten April (Ovid *Fast.* 4, 133–162). In *Fast.* 1, 101 spricht Janus Ovid an und nicht umgekehrt, wie B a d u r a schreibt (127). Der Großteil des Textes der Anm. 49 und 50 ist identisch. Anders als B a d u r a 166 schreibt, waren die *Fasti Praenestini* kein Wandkalender, d. h. nicht an die Wand gemalt wie beispielsweise der Kalender, welchen Fulvius Nobilior im Heiligtum des Hercules Musarum anfertigte, sondern in marmorne Platten eingemeißelt, die Verrius Flaccus in seiner Heimatstadt Praeneste auf dem Forum in einem halbrunden Bauwerk (*hemicyclium*) gegenüber seiner eigenen Statue aufstellen ließ (Suet. *Gramm.* 17). Die Fragmente davon sind im Römischen Nationalmuseum Palazzo Massimo alle Terme (inv. Nr. 14791) in Rom ausgestellt.

Darja Šterbenc Erker

Manuel Baum bach - Arnold B ä r t s c h i (Hg.), *Unheimliche Antike. Bedrohliche Texte, verunsicherte Rezipienten, verstörende Lektüren*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2021. (BAC. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 108.) 206 S. ill. ISBN 978-3-86821-914-2

Die Herausgeber eröffnen ihre programmatische Einleitung, „Das Unheimliche und die antike Literatur“, mit einem Zitat aus Sophokles’ *Antigone* (vv. 332–333: „Vielfältig Unheimliches waltet | Und nichts unheimlicher als der Mensch“) in Martin Heideggers Übersetzung, um sich in der Folge zunächst der Etymologie des Begriffs, dann dem Unheimlichen in der Moderne (mit zahlreichen Konzepten und Theorien) und schließlich der (12) „[u]nheimliche[n] Antike“ zuzuwenden, zu der es zwar zahlreiche einschlägige Texte, aber keine systematische Behandlung des Themas in der Literaturwissenschaft gibt. Manuel B a u m b a c h und Arnold B ä r t s c h i begründen das mit einem speziellen (13) „Realitätssystem“, in dem überirdischen Mächten besondere Wirkungsmacht zukommt, was wiederum den Erwartungshorizont der Rezipient*innen beeinflusst. Tatsächliche Reaktionen auf Unheimliches lassen sich aufgrund des Fehlens von Rezeptionsdokumenten nur schwer nachweisen (15): „Wo intradiegetische Signale für das Unheimliche fehlen und keine Paratexte auf unheimliche Wirkungsintentionen verweisen, sind wir auf uns selbst als Leser zurückgeworfen, die aus der zeitlichen und räumlichen Entfernung zur Antike und zum ‚Sitz im Leben‘ der antiken Texte eigene Analysestrukturen und Zugänge zum Unheimlichen finden müssen.“ Die Beiträge, an deren Ende jeweils ein gut sortiertes Literaturverzeichnis steht, begeben sich „auf eine Spurensuche des Unheimlichen“, wobei nicht moderne Konzepte alten Texten übergestülpt werden, sondern (16) „verschiedene moderne Definitionen des Unheimlichen in einen Dialog mit antiken Texten“ treten, was Grenzen der Anwendbarkeit aufzeigt und zu Theoriebildung mit einem Schwerpunkt auf Erzählstrategien beiträgt: „Ein Diskussionspunkt ist die Frage, ob und inwieweit das Unheimliche anhand der ihm innewohnenden verfremdenden und verunsichernden Struktur und Wirkungsabsicht eine Reflexionsebene über die Mechanismen der literarischen Inszenierung dieser Verfremdung und damit über das

Gemachtsein von antiken Texten selbst eröffnet, die in ihrer unheimlichen Gestaltung aus generischen Traditionen ausbrechen und als Hybridisierungen eine unheimliche Gestalt annehmen können. Mit diesem Konzept betritt der vorliegende Band Neuland.“ Welch starke Eigendynamik das Thema hat, zeigt neben den einzelnen Abhandlungen, die die Herausgeber kompakt vorstellen, der Blick in deren Entstehungsgeschichte, den sie am Ende ihres Vorspanns gewähren (21): „In Anlehnung an Mary Shelley dachten wir anfangs nur daran, eine kurze Einleitung zum Unheimlichen in der Antike zu schreiben. Aber dann fesselte die Idee uns so stark, dass wir sie weiter ausgesponnen haben und bedrohliche Texte, verunsicherte Rezipienten und verstörende Lektüre aus und zur Antike in diesem Band versammelt haben. ‚Und nun, unheimliches Kind, gehe hinaus und wirb dir Freunde!‘“

Maurice P a r u s s e l eröffnet „Funktion und Wirkung ‚unheimlicher‘ Totenerscheinungen in der antiken Literatur“ mit der Beschreibung einer ein fast menschenloses Endzeitszenario zeigenden Szene aus dem Film *I am Legend* (2007) und lotet vor diesem Hintergrund den Bedeutungswandel von ‚unheimlich‘ (als Gegensatz zu ‚heimlich‘ über ‚fremd‘ bis ‚unbehaglich‘) im Lauf der (Sprach)geschichte aus. Er wertet eine Fülle von deutschen Wörterbüchern aus und kommt sprachspielerisch zu dem Ergebnis, (30) „dass sich das Wort [...] selbst von seiner eigentlichen Bedeutung entfremdet hat und sich dementsprechend selbst ‚unheimlich‘ geworden ist.“ In weiteren Schritten wendet sich P a r u s s e l der Psychoanalyse (Sigmund Freud und Ernst Jentsch), der Philosophie (Jacques Lacan und Martin Heidegger) und der deutschen Literatur (insbesondere E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann*) zu, um dann Epos und Elegie in der Antike zu untersuchen, zwei Genres, die (32) „zwar das Unheimliche nicht zwangsläufig evozieren, aber dennoch infolge der sich bei der Konfrontation der handelnden Figuren mit den ihnen eigentlich vertrauten Personen in einem unvertrauten Kontext oder einer unvertrauten Gesprächssituation einstellenden Verunsicherung ein Störungspotential für die durch in die Beschreibung der Erscheinung des Toten eingefügte metapoetische Elemente ergänzte Narration enthalten“. Abweichend von modernen Definitionen ist Angst nicht das vorherrschende Element, sondern ist maximal (33) „angelegt und könnte entstehen, bleibt jedoch im Moment der Konfrontation mit dem unvertraut gewordenen Vertrauten nur angedeutet, ohne explizit genannt zu werden, wodurch sich der Raum für ein potentiell der antiken Literatur eigenes Wirkungsprinzip des Unheimlichen als Mechanismus zur Integration eines aus der hervorgerufenen Irritation resultierenden Innehaltens und Reflektierens innerhalb der Narration ergibt.“ P a r u s s e l analysiert Traumerscheinungen in *Ilias*, *Odyssee* und der *Aeneis*, aber auch konkrete Totenerscheinungen und leitet aus dem Verhalten der mit diesen übernatürlichen Erscheinungen konfrontierten eine „Neubewertung der Charaktere durch sich selbst sowie auch durch den Rezipienten“ (43) ab. Von besonderer Signifikanz ist diese neue Sicht(weise) in Properz 4, 7 (45): „So tritt die verstorbene Cynthia in ihrer Rede dem ihr in ihrem Leben einst devot dienenden Properz deutlich weniger herrisch und überheblich gegenüber, als sie es noch als Lebende tat.“ Properz scheint am Ziel seiner Wünsche angekommen, als es (längst) zu spät ist (47): „Die Erscheinung der verstorbenen Cynthia, welche mit ihren ursprünglichen Charakterzügen bricht und somit dem Properz unheimlich wird, markiert durch den evozierten Moment der Irritation, mit welchem ein Innehalten und eine neu angestellte Reflexion der Dichtung des Properz einhergeht, auch in der eigentlich nicht streng linear aufgebauten Narration der properzischen Liebeselegien den eigentlichen Wendepunkt der Liebesgeschichte, in dessen Folge die Aussicht auf die Erfüllung in gegenseitiger Liebe nach dem Tod ihre Manifestation erhält und somit zum Abschluss der Elegienbücher letztendlich die Integration des Elementes einer erfüllten Liebe in das poetologische Pro-

gramm des Properz ermöglicht.“ In Epos und Elegie ist somit (48) „das Unheimliche als ein intertextueller Marker der Umorientierung der werkimmanenten Charakterisierung eines Protagonisten oder auch der poetischen Ausrichtung eines Dichters“ zu sehen.

Arnold B ä r t s c h i stellt Masahiro Moris „Konzept des *Uncanny Valley*“ (51) an den Beginn von „Unheimliche Automaten oder phantastische Wunder? Zur Ästhetisierung antiker Roboter“. Dabei geht es um anthropomorphe Züge von Artifiziellem und damit einhergehende Affinität. Neben der Psychoanalyse verarbeitet B ä r t s c h i Literaturtheorie, insbesondere Tzvetan Todorovs Unterscheidung (53) „zwischen einer ‚unheimlichen Wirkung‘ im Anschluss an die psychoanalytische Definition und einer ‚wunderbaren Wirkung‘ als Gegenpol dazu. Dazu kommen Mischformen. Verunsicherung entsteht durch die Abweichung von Naturgesetzen. Für die Interpretation antiker Texte bedeutet das allerdings die Gefahr der Anachronismusfälle. Uwe Durst hat als Lösung das (54) „Realitätssystem“ entwickelt, worin kein externes Wissen in den Text hineingetragen wird, sondern jeweils textinternes Regelwerk Gültigkeit hat. Im Unterschied zu Todorov kommt bei ihm – analog zu Howard P. Lovecraft und Heidegger – Angst wesentliche Bedeutung zu. Auf dieser (vielfältigen) theoretischen Basis beleuchtet der Verfasser an zahlreichen ausführlich in Original und Übersetzung zitierten Passagen die (55) „spezifische Wirkungsästhetik“ antiker Roboter bei Heron von Alexandria, in den homerischen Epen, bei Apollonios Rhodios und bei Polybios. Überzeugend kann B ä r t s c h i darstellen, dass eine Kombination von Todorovs und Dursts Ausführungen gewinnbringend auf eine (83) „narratologische Analyse antiker Textpassagen mit unheimlichem Wirkungspotenzial“ anzuwenden ist, zumal „die zahlreichen wirkungsästhetischen Überlegungen in Heron von Alexandrias Schriften *Pneumatica* und *Automatopoetica* [...] die Rekonstruktion einer grundlegenden Erwartungshaltung an Automaten aus antiker Sicht [erlauben], für die aufgrund sprachlicher und struktureller Gemeinsamkeiten eine gewisse Konstanz von Homer bis in die Kaiserzeit feststellbar ist.“

Thomas A. S c h m i t z eröffnet seinen Beitrag, „Unheimliche Eindringlinge: Herakles und die Schlangen“, mit kritischen Bemerkungen zu Sigmund Freuds Aufsatz *Das Unheimliche* (1919) mit einem Seitenhieb (91–92): „Für mich besteht die Schwierigkeit darin, dass ich Freuds Psychoanalyse für eine Scheinwissenschaft, seine Rekonstruktion der frühkindlichen Kastrationsangst ebenso wie des primitiven Animismus bestenfalls für anregende Spekulationen halte. Mir fällt es auch schwer, in [...] E.T.A. Hoffmanns Erzählung ‚Der Sandmann‘ etwas anderes zu sehen als die mechanische Applizierung einer wenig überzeugenden These auf einen literarischen Text, die hinter dessen Kraft und Potential weit zurückfällt.“ Vielmehr will er nur einzelne Elemente akzeptieren (93): „Diese Phänomenologie eines von seinem psychoanalytischen und existentialistischen Ballast befreiten Unheimlichen erlaubt uns, mit ihm auch in der antiken Kultur zu operieren. Die Hypothese [...] besteht darin, dass wir auch in der Antike Perioden finden, die durch Aufklärung und Definition einer privaten Sphäre der Häuslichkeit dazu einladen, den Gegensatz zwischen Außen und Innen, Irrational und Rational, Schutz und Bedrohung im Unheimlichen zu ambiguisieren.“ In weiterer Folge wendet sich S c h m i t z Theokrits Darstellung des Herakles in den *Idyllen* zu und kommt im Vergleich mit Pindar zu dem Schluss, (99) „dass Theokrit einerseits den Kontrast zwischen der behüteten Intimität der Familie und den grauenerregenden Schlangen erhöht, andererseits durch den Realismus der bürgerlichen Umwelt und die Fokalisierung seinen Rezipienten eine emotionale Anteilnahme an der geschilderten Szene nahelegt.“ Abweichend von Bernd Effé sieht er keine Ironisierung oder Destruktion des Mythos (104): „Vielmehr bezieht seine Erzählung ihren Reiz aus dem Gegensatz zwischen diesem heiteren Familienidyll und der

hereinbrechenden Gefahr, der für das Unheimliche konstitutiv ist. Es geht also nicht so sehr um eine Umwertung des Mythos als vielmehr um die Frage, welche Rolle das in ihm dargestellte Heroische, Göttliche, Überlebensgroße in einer scheinbar domestizierten und gesicherten Welt spielen kann.“

Julia Jennifer B e i n e eröffnet „Das unheimlich-komische Geisterhaus in Plautus' *Mostellaria* und ihren Rezeptionen“ mit einer konzisen Inhaltsangabe und dem Hinweis auf den Topos des Geisterhauses (mit Verweis auf Plinius [*epist.* 7, 27], Lukians *Philopseudes* und *Gothic Literature* im Allgemeinen). Sie konstatiert (107): „Das Geisterhaus kann in dieser Konstellation nur auf der fiktionalen Ebene auf die Figur des Theopropides allein unheimlich wirken, die anderen Figuren sind entweder eingeweiht oder werden nicht direkt mit ihm konfrontiert. Der Zuschauer oder Leser weiß ebenfalls, dass es sich um eine Intrige handelt und das Geisterhaus nicht wirklich existiert. Das Unheimliche ist hier also nicht genredifferenzierend, sondern dem Komischen untergeordnet.“ B e i n e macht es sich zur Aufgabe, (109) „verschiedene moderne Konzepte des Unheimlichen an den antiken Text der *Mostellaria* heranzutragen“, z. B. die Figur des verunsichernden Erzählers, exemplifiziert am Intrigensklaven, oder die Manifestation des Unheimlichen, speziell in Form von Geräuschen. Zum produktiven Rezeptionsvergleich dienen Thomas Heywoods *The English Traveller* (1633), Henry Fieldings *The Intriguing Chambermaid* (1734) und Ludvig Holbergs *Huus Spogelse eller Abracadabra* (1753). B e i n e erläutert, wie das Unheimliche im Lauf der Neuzeit zusehends als Aberglauben definiert wird und aufgrund dieser von der Antike abweichenden Lebensrealität eine andere Wertigkeit (und Komik) bekommt, indem (140–141) „die Verortung dieses Geistes in der fiktionsinternen Gesellschaft entscheidend dafür ist, welche Definition und Theorie des Unheimlichen gefunden oder angewandt werden kann. Ist der Geist nicht in der fiktionsinternen Gesellschaft verortet [...], so dringt er von außen als etwas Fremdes in sie ein und kann beim Rezipienten ein Gefühl der Unsicherheit (*hésitation*) oder Unvertrautheit auslösen. [...] Zudem muss dann die sinnliche Wahrnehmbarkeit des unheimlichen Geistes intensiviert werden, damit der Rezipient von der Existenz des Geistes überzeugt wird, ihn als real anerkennt und seine Weltanschauung entsprechend anpasst. In der *Mostellaria* hingegen ist der Geist anders verortet. Der Geist selbst wirkt hier unheimlich, weil er aus einer Heterotopie, aus einem Platz innerhalb und zugleich außerhalb der fiktionsinternen Gesellschaft, ausgebrochen ist; er tritt dem Betroffenen als etwas Vertrautes und zugleich Unvertrautes gegenüber und wird für diesen sinnlich erfahrbar. Seine Unheimlichkeit ist umso größer, als er sich in dem Haus des Betroffenen befindet und ihm damit den ureigensten Zufluchtsort nimmt. In der Folge muss die Verortung des Geistes in der Gesellschaft neu verhandelt werden. So muss der Betroffene entweder dem Geist den neuen Platz zugestehen oder ihn in die Heterotopie zurückdrängen. Das Unheimliche zeigt sich damit als ein von Ambivalenzen geprägtes Phänomen.“

Manuel B a u m b a c h bespricht „Das Unheimliche in der *Cena Trimalchionis* in Petrons *Satyrica*“, indem er sich dem (145) „Übergang von der sogenannten *Cena Trimalchionis* zum weiteren Handlungsverlauf von Petrons *Satyrica*“ zuwendet. Dabei konstatiert er „labyrinthisch[e]“ Gestaltung, in der Türen, das in einem Gewirr von Gassen nur schwer zu verortende Haus des Trimalchio und er selbst unheimliche Wirkung auf Enkolp, Giton und Askylt haben (148–149): „Im Labyrinth des Trimalchio gelten eigene Regeln, die Erfahrungswelt der Figuren (und Leser) bietet keine sichere Orientierung, und die gewohnte Annahme, dass der Hauseingang auch der Ausgang ist, wird in ihr Gegenteil verkehrt. [...] Neben der räumlichen geht auch die zeitliche Orientierung im Labyrinth nach und nach verloren bzw. weicht einer

neuartigen Zeitrechnung, was als Moment der Verunsicherung den für das Unheimliche charakteristischen Umschwung vom Vertrauten in Unvertrautes befördert.“ Mit akribisch-philologischem Blick arbeitet B a u m b a c h Gemeinsamkeiten und Unterschiede zum Labyrinth des Minotaurus heraus und konstatiert treffend, dass (153) „in einem (literarischen) Labyrinth [...] ein vermeintlich gefundener (Aus)Weg häufig in eine Sackgasse [führt]. Und in der Tat: Die Folie des Theseus-Minotaurus-Mythos ist kein Ariadnefaden für Trimalchios Labyrinth: Weder ist Trimalchio ein Mischwesen, noch tötet er seine Gäste, noch wird er selbst getötet, noch ist sein Labyrinth so gebaut oder ausgestattet wie das des Minotaurus, noch sind Enkolp und seine Gefährten Helden, die eine Aufgabe erfüllen etc. Die Liste der Unterschiede ist lang, was aber keineswegs bedeutet, dass der Mythos bedeutungslos für das Entschlüsseln des Trimalchio-Labyrinths ist, im Gegenteil: Der Mythos ist *ein* möglicher Zugang zum Labyrinth, der ein bedrohliches Spannungspotential mitführt, das dem Labyrinth intertextuell eingeschrieben ist. Seine unheimliche Wirkung kann es aber erst dadurch entfalten, dass es sich nicht eins zu eins an dem kretischen Modell orientiert. [...] Das Unheimliche entsteht dagegen erst durch eine besondere Arbeit am bzw. mit dem Mythos, durch die ein Zustand der Verunsicherung erreicht wird, ob und inwieweit der intertextuell aufgerufene Mythos von Minotaurus eine Folie, ein Ariadnefaden für Trimalchio und sein Labyrinth ist.“ Eindeutigkeit sucht man vergeblich, und gerade die Mehrschichtigkeit verhindert (158) „Heimisch-Werdung“.

Reinhold F. G l e i stellt in „*Konxompax*. Die ‚unheimliche‘ Ästhetik der Mysterien bei Johann Georg Hamann“ den Autor und das 1779 anonym publizierte Werk eingehend vor. Bereits Titel (*Konxompax*) und Untertitel (*Fragmente einer apokryphischen Sibylle über apokalyptische Mysterien*) wirken durch ihren hohen Grad an Verrätselung zunächst unheimlich, wengleich sich dahinter viel Lautmalerei verbirgt. Zur Komplexität trägt die (166) „Verschränkung antik-heidnischer und biblischer Motive“ bei, die die Abhandlung, (169) „einen intertextuellen Diskurs über zeitgenössische Fragen der Religionswissenschaft“, literarisch und metaphysisch fest im aufklärerischen Diskurs verankert. Das gilt auch für eine Fülle von weiteren (176) „kryptischen Anspielungen“ auf Proponenten der Aufklärung wie Gotthold Ephraim Lessing (über den Fragmentenstreit oder seine zum Zeitpunkt von Hamanns Veröffentlichung druckfrischen Dialoge *Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer*, 1778) und Luise Adelgunde Gottsched, die sich hinter der Sibylle im Untertitel verbirgt (178): „Hamann setzt ihr mit *Konxompax* ein spätes Denkmal und schrieb sich damit, wie auch schon mit dem Lob Lessings, durchaus in den aufklärerischen (und nicht etwa anti-aufklärerischen) Diskurs ein, der das ‚Unheimliche‘ ästhetisch sublimiert und damit im dreifachen Sinn aufgehoben hat.“

Rupert G a d e r e r rückt in „Hermes / Diana / Narziss. Elfriede Jelineks Medien des Unheimlichen“ *Die Kinder der Toten* (1995) ins Zentrum, zieht aber auch andere ihrer Texte für motivische und thematische Parallelen heran und wendet sich (181) „Jelineks Appropriation literarischer Muster antiker Mythen“ zu (182): „Das kulturell Imaginäre der Antike ist nicht lediglich ein Stichwortgeber, sondern wird in die Raum- und Zeitstruktur des Romans aufgenommen und als etwas Vergangenes in die Nachbarschaft aktueller Themen gestellt. Genauer kann hier von einer ‚unheimlichen Mimesis‘ gesprochen werden, bei der Text-Material angeeignet, entkontextualisiert und mit Kontexten angereichert wird, um neue Sinnzusammenhänge entstehen zu lassen.“ G a d e r e r spricht von einer (183) „Poetik der Nachbarschaft“ und nennt den Roman treffend „ein komparatistisches Projekt“. In klaren Analysen arbeitet er die neuen Rollen von Hermes (184: „Mittler und Operator des Romans, der die Relationen so-

wie die Faltung der Zeit für die Realisation des Unheimlichen versinnbildlicht“), Diana (in untrennbarer Verbindung mit Actaeon auf Basis von Ovids prägender Schilderung) und Narziss (zwischen egomanischer Selbstverliebtheit und Opfer des Medienkonsums) heraus und führt den Nachweis, wie stark (190–191) „Jelinek ein Nachleben literarischer Muster antiker Mythen evoziert, um sie in der Umwelt des Unheimlichen zu platzieren und weiterzudenken. Die überlieferten antiken Vorstellungen von Sexualität, Geschlechterbeziehungen, Verwandlungsgaben und medialer Bannkraft werden in das erkenntnistheoretische Modell des Unheimlichen inkorporiert. Das Antike wird vor dem Hintergrund einer suspendierten linearen Zeit und der sprachlichen Verdichtung in eine Nachbarschaft zu den Lebenswelten moderner Zeitotter gestellt. So werden voyeuristische Blicke, sexuelles Begehren, die verfehlte Selbsterkenntnis oder Trugbilder generierende Medien – sowohl aus der Zeit der Antike als auch der Moderne – miteinander verschaltet und mitunter kurzgeschlossen.“

Glenn W. Most subsumiert in „Afterword: The Uncanniness of the Uncanny“ nicht (193) „the essays collected in this thoughtful and stimulating volume“, sondern analysiert die tatsächliche Bedeutung von *uncanny* und was sie auslöst: „So the feeling of the uncanny is identical neither with a purely cognitive incomprehension nor with a purely emotional fear, and instead arises from the necessary link between these two conditions. It should be emphasized that what causes the dread of the uncanny is not some particular menacing object or event which happens not to be fully comprehended; rather, it is the fact of incomprehension *per se* which provokes this special dismay.“ Most nennt das (194) „meta-anxiety“, zeigt Stärken und Schwächen der bisherigen Theoriekonzepte auf und begibt sich auf ergiebige literarische Spurensuche nach dem Unheimlichen bei romantischen Autoren des anglophonen und deutschsprachigen Raums (mit einem ausführlichen Textauszug aus Samuel Coleridges *The Rime of the Ancient Mariner* [1798] und einem Ausblick auf postromantische Schriftsteller). Ans Ende stellt er die Antike, die kein exaktes Äquivalent zu „unheimlich“ kennt. Auch die Spurensuche in den Texten selbst zeigt einen ähnlichen Befund (198): „But what about the Classical texts? How present is the uncanny in them? In the end, the conclusion that imposes itself upon the reader of the incisive introduction and the wide-ranging essays published here is: not very much at all.“ Motive haben freilich stark nachgewirkt, aber „the specific combination of perplexity and dread that together go to make up the modern uncanny are relatively absent in antiquity.“ In einem kurzen Absatz weist Most darauf hin, dass moderne Autor*innen aus vielen der hier vorgestellten antiken Texte im heute gewohnten Sinn unheimliche Ausgestaltungen verfertigt hätten (199): „It is an important accomplishment in any field of science or scholarship to be able to demonstrate that, against reasonable expectation, an object that had been assumed to be waiting to be discovered was just not there at all, or (as is here the case) that it was there indeed, but to a far lesser degree or in a very different way than had been anticipated.“ Nichtsdestoweniger listet Most einige weitere Texte aus der Antike auf, die sich ergänzend zu den vorgelegten Analysen besprechen ließen – vornehmlich aus dem Bereich der Magie (Apuleius, Eunapius, Heliodor, Lukian, Plutarch). Mit dem Schwinden des Polytheismus nahm das Unheimliche nach unserem Verständnis zu, da sich die Lebensrealität, der Horizont des ‚Normalen‘, verändert hatte; hierin liegt die Trennlinie zwischen den antiken Menschen und uns (200): „The ancients seem to have had little or no susceptibility to our sense of the uncanny: that is one reason why antiquity as a whole can come to seem to us to be not only different, but also uncanny.“

Ein umfangreicher „Index locorum“ beschließt den ebenso abwechslungsreichen wie anregenden Band, der eindrücklich belegt, wie ergiebig ein sogenannter ‚Nullbefund‘ sein kann:

Denn den Herausgebern und Beiträger*innen ist es gelungen, das Unheimliche in der Antike und weit darüber hinaus heimisch zu machen.

Sonja Schreiner

Christoph Petersen - Markus May (Hg.), *Heroen – Helden. Eine Geschichte der literarischen Exorbitanz von der Antike bis zur Gegenwart*. Göttingen: Wallstein Verlag 2022. 430 S. ill. ISBN 978-3-8353-5311-4

Die Herausgeber gliedern den facettenreichen Band (19 Beiträge zzgl. einer programmatischen Einleitung und einem Verzeichnis der Beiträger*innen) in sechs Großkapitel („1. historisches Feld: Der antike Heros zwischen Göttersphäre und Geschichte“; „2. historisches Feld: Konfrontation des Heroischen in mittelalterlicher Heldenepeik“; „3. historisches Feld: Vormoderne Reflexionen auf heldenepische Exorbitanz“; „4. historisches Feld: Sonderbezirke heldenhafter Exorbitanz“; „5. historisches Feld: Transmediale Echos des Exorbitanten in der Gegenwartskultur“; „6. historisches Feld: Jenseits der Exorbitanz“). Christoph Petersen legt in der „Einführung. Eine Geschichte der Exorbitanz“ (mit viel und vielfältiger Literatur, die akribisch in den Fußnoten zusammengetragen wird) die unabdingbaren theoretischen und konzeptuellen Grundlagen, die in sämtlichen Einzelanalysen (in unterschiedlichem Maß) aufgegriffen werden, wodurch der Sammelband bei aller thematischen Vielfalt große Kohärenz erreicht. Petersens einleitendes Statement ist gleichsam Programm (9): „Die Freiheit eines jeden, sein eigenes Verständnis des Begriffs *Held* zu gebrauchen, blüht heutzutage bunter denn je: Von Kriegsheimkehrern, Rettungskräften, Sportgrößen über Krebspatienten, Flüchtlingshelfer, Kindergartenkinder [*sic!* Red.] bis zu Zootieren, Supermarktauslagen, Bürostühlen u.v.m. bevölkern Helden aller Art die Vorstellungswelt unserer Gegenwart. Wissenschaft aber darf, sofern sie auf diese Vorstellungswelt orientierend wirken will, eine dort herrschende Vielfalt von Begriffsverwendungen nicht reproduzieren, sondern muss dieser mit ihrer eigenen, das heißt historisch und theoretisch fundierten Begriffsbildung begegnen. In dieser Hinsicht herrscht beim Begriff *Held* ein dringlicher Bedarf.“ Der Band soll die Aufgabe erfüllen, unterschiedlichen (zeit-, kultur- und gesellschaftsbedingten) Sichtweisen auf Helden (und auch auf Heldinnen) nachzuspüren und (22) „die vielfältigen Heldenbilder der abendländischen Moderne und Gegenwart vom Konzept des exorbitanten Helden [im Rückgriff auf Klaus von Sees Begrifflichkeit aus den 1970er-Jahren] her neu überdenken zu helfen: ihre Bedingungen durchschaubar zu machen, ihre Gemeinsamkeiten und Ausdifferenzierungen zu beschreiben, ihre kulturellen und sozialen Funktionen zu erkennen, die *dunkle* Seite auch im *guten* Helden erklärbar zu machen – und in allem zusammen: zu erkunden, worauf unsere Gewohnheit beruht, diesen und jenes in unserer Lebenswelt *Held* oder *heroisch* zu nennen. Das Buch will, indem es im Typus des exorbitanten Helden ein historisch und theoretisch haltbares Referenzkonzept für die vielfältigen Verständnisse des Begriffs *Held* heutzutage aufstellt, einen wissenschaftlichen Weg bahnen für weiteres Denken und Sprechen über die Relevanz von Helden in den liberalen Gesellschaften unserer Zeit.“

Im ersten „Feld“ werden das *Gilgamesch*, die *Ilias* und die *Aeneis* abgehandelt. Johannes Bach wirft die Frage auf „Gilgamesch ein Krieger-Held? Wandlungen einer altmesopotamischen Heldenfigur“ und zeigt an zahlreichen gut ausgewählten Passagen auf, wie sich der Protagonist vom sogenannten horizontalen zum vertikalen Helden entwickelt (34–35): „Der *horizontale* Held erscheint oft als Figur, die sich dauernden Nachruhm durch Ausnahmetaten

zu erwerben sucht. Ein Kernaspekt der nichtgöttlichen *horizontalen* Heldenfiguration ist der Umgang mit der eigenen Sterblichkeit und damit einhergehend der Versuch, diese zu überschreiten. Eine Möglichkeit besteht eben darin, durch glorreiche Taten in Erinnerung zu bleiben. Dies spiegelt sich in der gewichtigen Formel ‚sich einen Namen Setzen‘ [sic] wider. [...] Im Gegensatz dazu wird der in anderen Bereichen exorbitante *vertikale* Held ungewollt ins Heroentum geworfen. Aufgrund seiner besonderen Eigenschaften, aber meist ohne viel eigenes Zutun, wird er in Situationen verstrickt, die statt zu Kampf und Eroberung zum Erlangen von Wissen und Einsicht führen.“

Markus J a n k a behandelt „Ambivalente ἄριστοι. Zur sozialen Phänomenologie des Heroischen in Homers *Ilias*“, mit einem Schwerpunkt auf (dem Zorn des) Achill, und konstatiert eine (68) „Dysfunktionalität der heroischen Selbstüberhebung“. An zahlreichen aussagekräftigen Passagen (in Original und eigener, den homerischen Sprachduktus nachempfindender Übersetzung) arbeitet J a n k a die Anwend- und Verknüpfbarkeit literaturtheoretischer Heldenkonzeption (Klaus von See und Ulrich Bröckling) und literarischer Ausgestaltung (Christoph Ransmayr, *Der Fallmeister*) überzeugend heraus (68–69): „Ransmayrs Denunziation des Heroischen als verderblicher Selbstbezogenheit und Agonalität ist im Handeln der *Ilias*-Aktanten Agamemnon und Achilleus vorgeprägt. Die heroische Exorbitanz von Sees ist bereits in der *Ilias* stetig in die Gegenstrebigkeit von Heroisierung und Deheroisierung (Bröckling) eingespannt: *Thymotische* Energien entfalten ihre Sprengkraft als Motoren und Multiplikatoren von internem wie externem Konflikt und Destruktion. Dabei äußert sich die Agonalität im symboleuteischen Raum als Projektion und Reflexion der militärischen Kampfzone. Im Schonraum der kriegsparteiinternen Oratorik kommt die Überzeugungskraft gemeinwohlorientierter Kompromissvorschläge umso eindrucksvoller zur Geltung, als sie an der Unzulänglichkeit heroischer Singularitäten abprallen muss. Dieser Prozess findet dialektisch eine radikalisierte Entsprechung in der militärischen Endkampfzone, deren Einhegung durch symmetrisches Aushandeln der Heros noch achtloser verwirft als den Appell des weisen Ratgebers. In der Gestalt des Achill werden individualheroische Letztfolge, Fatalität und dehumanisierender Racheexzess als werkreferentielle Züge einer protragischen Konzeption des Zorn-Epos der *Ilias* lesbar.“

Berkan S a r i a y d i n erläutert in „Arbeit an der Exorbitanz. Heldentum und Erinnerung in Vergils *Aeneis*“ die komplexen Sichten auf Aeneas, einen Helden neues Typs, wie er an einem kleinen Textauszug aus Ezra Pounds *ABC of Reading* (1934) unnachahmlich exemplifiziert (72): „A plain sailor man took a notion to study Latin, and his teacher tried him with Virgil; after many lessons he asked him something about the hero. Said the sailor: ‘What hero?’ Said the teacher: ‘What hero, why, Aeneas, the hero.’ Said the sailor: ‘Ach, a hero, him a hero? Bigob, I t’ought he waz a priest.’“ S a r i a y d i n referiert die bisherige Diskussion zum Heldenstatus des Aeneas und kann an zahlreichen Passagen den Wandel und die Verwandlung von Epos, Heldenkonzept, Weltansicht und Epoche nachweisen (89): „Vergils Epos macht heroische Exorbitanz zum Atavismus, macht die exorbitanten Helden der *Ilias* zu Überresten einer früheren, *homerischen* Zeit und Epenform, die im raumzeitlichen Universum der *Aeneis* wiederkehren können oder an das Frühere gemahnen. In seiner Namenlosigkeit schließt der tote Körper des letzten Königs von Troia das *heroic age* gleichsam ab, damit es in Form von Doppelgängern wie Hector oder von Gegenständen wie dem Panzer des Demoleos wieder in Erscheinung treten kann. Gerade diese Wiederkehr des Heroischen legt in der *Aeneis* ein Verfahren offen, das man in Anlehnung an Blumenbergs Arbeit an der Exorbitanz nennen kann.“ Das Ende der *Aeneis* ist der Beginn der römischen Geschichte, Aeneas ihr

erstes Exempel (92): „In dieser Hinsicht ist die Erinnerung an heroische Exorbitanz in der Aeneis Bedingung für den Beginn einer Erinnerungskultur, die sich nicht auf ein Individuum konzentriert, sondern auf ein gemeinsam auf die Romidee hinarbeitendes Kollektiv.“

Im Zentrum des zweiten Kapitels stehen mittelalterliche Helden aus verschiedenen europäischen Literaturen. Matthias Teichert arbeitet in „Solches erscheint einem Völsung wenig schmerzlich.‘ Altnordische Heldenbilder zwischen Berserkertum, Wikingermythos und Ritterlichkeit“ zu skandinavischer und isländischer Epik, klärt die zentralen Begriffe, gibt ausführliche Inhaltsübersichten (mit aussagekräftigen Beispielstellen) und durchgehend einen in- struktiven literaturgeschichtlichen Abriss, wobei die (102) „Genealogie der Gewalt“ eine ge- wichtige Rolle spielt; denn (103) „die Exorbitanz der Helden äußert sich nicht nur in überragen- der Kampfleistung, sondern auch in einer immer wieder mörderischen Soziopathie.“ Analog zu den mesopotamischen und antiken Helden ist aber auch der nordische Held einem Wandel, einer Weiterentwicklung unterworfen (110): „Neben dem soziopathischen, entgrenzt gewalttätigen und ethisch fragwürdig handelnden *dunklen* Helden des Völsungengeschlechts findet sich in den altnordischen Heldensagas jedoch auch ein *hellerer* Heldentypus, der maß- volles Handeln mit sittlicher Verantwortung und Vorbildhaftigkeit verbindet.“

Renate Bauer wendet sich in „Krieger – Kraftprotz – Killer. Der Held im *Beowulf*“ dem (117) „wohl bekannteste[n] altenglische[n] Text“ mit reicher und reichhaltiger Rezeptionsge- schichte zu (120): „Jede seiner Taten und jedes seiner Worte ist in der Forschung bereits viel- fach analysiert worden [...]. So ist Beowulf wahrlich zum *Helden in tausend Gestalten* ge- worden.“ Bauer zeigt, dass es sich um (118) „kein[en] eindimensionale[n] Text“ handelt, siedelt ihre Untersuchung (120) „im Sinne der *Literary Linguistics* [...] an der Schnittstelle zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft“ an und analysiert die Bezeichnungen für Beowulf und seine Gegenspieler, (120–121) „um greifbar zu machen, was diesen Helden kenn- zeichnet und inwiefern er sich von seinen Antagonisten abgrenzen lässt. Zweitens werden ein- ige Reden Beowulfs mit Hilfe von Theorien der linguistischen Pragmatik mit dem Ziel durchleuchtet, seine Verhaltensweisen und Beweggründe im Rahmen einer heroischen Ge- sellschaft verständlich zu machen. Um die Charakterisierung des Helden abzurunden, werden zuletzt die drei im Epos dargestellten Kämpfe unter narratologischen Gesichtspunkten be- trachtet.“ Beowulf erweist sich als (125) „ambivalente Figur“ und als „exorbitante[r] Held“ mit „monströse[n] Züge[n]“, der über herausragende Eloquenz verfügt und (137) „zwischen Verantwortung und Leichtsinn, Heldenmut und Hybris, Klarsicht und Verblendung changiert, den seine kriegerische Monstrosität mit seinen monströsen Kampfgegnern vereint.“

Jan-Dirk Müller analysiert aus altergermanistischer Perspektive „Exorbitante Helden im *Nibelungenlied*“, mit einem Fokus auf Siegfrieds anfänglicher Gewaltbereitschaft und seiner nachfolgenden höfischen Sozialisierung (149–150): „Die erste Hälfte des *Nibelungenliedes* erzählt die Geschichte der Zähmung des Heros, die aber in letzter Konsequenz auf seine Li- quidierung hinausläuft. Siegfrieds rücksichtsloser Heroismus wird durch Einfügen in die höfische Ordnung nutzbar gemacht.“ Redaktionsstufen zeigen Wertung, Umwertung und Neube- wertung von Heldentum, nicht allein von Siegfried, sondern auch von Hagen (152): „Hagens moralische Abwertung ist ein Zeichen dafür, dass das allein selbstbezogene, exorbitante Han- deln des Helden nicht mehr akzeptiert wird.“ Das ist keineswegs gleichbedeutend damit, dass das spätmittelalterliche Publikum nicht trotzdem Gefallen fand an (153) „Blutorgien [...] ebenso wie am Hinschlachten von Monstern, Riesen und Zwergen. Siegfried ist ein Held des Übergangs. Nur im Anfang ist er uneingeschränkt jener exorbitante Heros, der alles, was sich ihm ihm den Weg stellt, niederzwingt. Sein Handeln ist a-moralisch, d.h. von moralischen Ka-

tegorien nicht zu erfassen, und er bewegt sich im rechtsfreien Raum. [...] Allerdings erzählt das *Nibelungenlied* auch von den Kosten, die die Sozialisierung des Helden fordert. In der Mittelhochdeutschen Literatur setzt sich deshalb der andere, neue Heldentyp durch, der von vornherein gemeinschaftsbezogene Ritter des von der klerikalen Schriftkultur bestimmten höfischen Romans.“

Bernhard Teuber schließlich deckt mit „*Heroes in the Making*. Der altfranzösische Roland und der altspanische Cid im Vergleich“ den romanistischen Bereich ab, will aber nicht (156) „Rezeptions- und Transformationsgeschichte“ behandeln, sondern nachvollziehbar machen, „wie Helden in den herausragenden Textzeugnissen des 12. und 13. Jahrhunderts literarisch gemacht worden sind, nach welchen Verfahren sie hergestellt wurden [...], wie diese Figuren in die historische und literarische Konstellation ihrer Epoche eingeschrieben sind und welche Art von Exorbitanz beziehungsweise Überschwänglichkeit ihnen zugeschrieben wird.“ Ausführliche Zitate (zzgl. Inhaltsreferate) geben Einblick in den Duktus der Heldenerzählungen und informieren über mündliche Überlieferung, Schriftkultur und Versschemata. Am Ende erweisen sich (178) „Roland und Cid als alternative Helden-Typen“ auf verschiedenen Ebenen – mythisch vs. historisch; jugendlicher Held vs. Ehemann und Familienvater; homo-sozial vs. heterosozial; Tollkühnheit vs. Kardinaltugenden (179): „In der Gestalt des Cid prägt sich somit keineswegs eine Variante oder ein Wiedergänger Rolands aus, sondern ein klar unterschiedener Typus von Held, der als Alternative zu seinem literaturgeschichtlichen Vorgänger zu verstehen ist.“

Im dritten Abschnitt wird neben Literatur auch Kunst einbezogen. Corinna Dörrich wendet sich in „Frau tötet Mann! Verhandlungen weiblicher Exorbitanz an Judith und ihren mittelalterlichen Schwestern“ der Gestaltung der alttestamentarischen Figur bei Lucas Cranach, Donatello, Sandro Botticelli, Conrat Meit, Artemisia Gentileschi und Caravaggio zu. Sie zieht dabei auch Parallelen zu anderen mörderischen Frauen (Jaël und Sisera, Danaiden), schenkt aber besondere Aufmerksamkeit der altenglischen *Judith* und frühmittelhochdeutschen Texten – mit zahlreichen Textauszügen (204): „Die *Jüngere Judith* steht in der Vorauer Handschrift unmittelbar hinter dem *Judithlied* [= *Ältere Judith*] [...]. Dass zwei Judith-Texte, noch dazu sehr unterschiedlicher Art, in einer Handschrift überliefert sind, ist außergewöhnlich und mag einem entsprechenden Interesse an der außergewöhnlichen Heldin geschuldet sein.“ Dörrich kann zeigen, dass in jedem der drei Texte die Figur jeweils anders geformt ist (209): „Immer mit Gott auf ihrer Seite ist sie einmal blutige Rächerin, ein anderes Mal listige, germanische Braut, dann keusche, demütige Heilige und höfische Schöne zugleich. Am Narrativ weiblicher Exorbitanz wird gearbeitet [...]. Judith bleibt dem Mittelalter widerständig.“

Cornelia Herberichs analysiert „Hercules und Eneas. Zu Exorbitanz und Normativität (un-)zeitgemäßer Helden in den mittelalterlichen Eneasromanen“, worin Herkules (214) „ein Heros der Vorzeit“ ist, (215) „inszeniert im Dienste einer gewalttätigen und gnadenlosen Kriegsdynamik“, als (216) „Objekt einer kollektiven, generationenübergreifenden Erinnerung“. Sie konzentriert sich auf die Cacus-Episode und beginnt bei der *Aeneis*, um dann detailliert die Umgestaltungen im *Roman d'Eneas* und in Heinrich von Veldekes *Eneasroman* zu untersuchen. In Anlehnung an Stephan Fuchs' (213) „Begriff des ‚hybriden Helden‘“ liegen für Herkules ebenso wie für Aeneas „Mischtypen“ vor, ein (230) „Nebeneinander der beiden Heldenkonzepte“ – exorbitant und normativ (231): „In der zyklischen Struktur, die das Heldentum des Protagonisten im Lauf der Romanhandlung gewissermaßen durchläuft, wird

aber deutlich, dass dies lediglich einer temporären und potentiell reversiblen Hierarchisierung beider Heldenkonzepte entspricht.“

Schließlich beschließt Christoph Petersen mit grundsätzlichen Überlegungen und Auszügen aus dem *Iwein*, dem *Goldemar* und der *Heldenbuchprosa* (und einem Blick auf das *Nibelungenlied* und den *Parzival*) in „Der Eigenwert heroischer Gewalt und sein Fortleben“ das Kapitel und postuliert, (234) „dass das Spezifikum des heldenepischen Helden in einem von allen Anlässen und Umständen unabhängigen Eigenwert der erzählten Gewalt besteht und dass dieser zum einen der Ursprung heldenepischen Erzählens ist und zum anderen in Erzählungen von kriegerischer Gewalt bis in unsere Gegenwart fortlebt.“ Dabei kommt über lange Zeit (251) „Gemeinschaftsstiftung durch Ehrfurcht-Erfahrung“ besondere Bedeutung zu, ein Konzept, das (255) „sich in Moderne und Gegenwart freilich nicht mehr einsinnig“ darauf reduzieren lässt. Vielmehr sieht Petersen die Erzählung (256) „vom Eigenwert kriegerischer Gewalt“ in aufgeklärten Gesellschaften als (255) „Kompensationsleistung“ und als Kautel, (256) „uns vor dem Helden stets auch zu hüten.“

Auch der vierte Bereich ist multidisziplinär angelegt. Eröffnet wird er von Markus May mit „Exorbitanz als Devianz. Der monströse Held“. An den Beginn stellt er ein längeres Zitat aus dem altirischen Ulster-Zyklus, in dem der Hauptheld Cúchulainn einer monströs anmutenden Transformation unterzogen wird, und leitet davon ausgehend auf Superhelden mit theriomorphen Zügen über (X-Men, Marvel und ganz besonders Batman), wobei er literarische Bezüge zu (267) „in Tages- und Nachtexistenz aufgespaltene Figur[en]“ bei E.T.A. Hoffmann herstellt und Rückgriffe auf einen (271) „innovative[n] Typus des Heroischen“ macht, „der zwei wesentliche Aspekte miteinander vereint: den sich selbst und seine Umwelt entwerfenden und (um-)gestaltenden Menschen sowie die mit diesen Ansprüchen verknüpfte Revolte gegen jegliche Art überkommener Ordnung. Wesentliche Repräsentanten dieses neuen Helden-Typus sind der Wissenschaftler und der Künstler [...]. Doch von Anfang an erscheinen diese Figuren der Kulturheroen als ambivalente Gestalten wie ihr mythischer Ahnherr, Prometheus, da ihre Exorbitanz, die sich in ihren außergewöhnlichen Leistungen manifestiert, immer mit der Überschreitung von Diskursordnungen theologischer, philosophischer oder anderweitig kodifizierter Art verbunden ist.“ May erläutert das stringent an der Figur von Faust (vom *Volksbuch* über Christopher Marlowe bis Goethe) unter Einbezug von Miltons *Paradise Lost*, worin er den Beginn (274) „eines komplexen Umwertungsprozesses“ Luzifers sieht, bedingt durch „die Transformation des ehemaligen Erzengels zu Satan“. Diese (275) „Heroisierung des Erzrevolutionärs, der sich gegen die göttliche Ordnung auflehnt“ wirkt fort bis zu Mary Shelleys *Frankenstein or the Modern Prometheus* (1818) und schlägt sich bereits 1651 in Thomas Hobbes' *Leviathan or The Matter, Forme and Power of a Common Wealth Ecclesiasticall and Civil* folgenscher staatspolitisch nieder – mit allen Auswüchsen des staatlichen Gewaltmonopols (277): „Wie monströs diese Seiten der Souveränität werden konnten, wenn die von Hobbes geforderten wechselseitigen Verpflichtungen durch den Souverän nachträglich einseitig festgelegt und in ein absolutes Ungleichgewicht gebracht wurden, davon künden die totalitären Systeme des 20. und 21. Jahrhunderts. Ihre Opfer allerdings können dies nicht mehr bezeugen.“

Hans Richard Brittnacher zielt in „Judas Iskarioth – der Verräter als Held?“ auf eine (280) „Umkodierung“ des als Verräter abgestempelten und zum (285) „Sündenbock“ gemachten Jüngers ab, indem er eng an (biblischen, apokryphen und rezeptionsgeschichtlichen) Texten (von Klopstock bis Amoz Oz) und künstlerischen Darstellungen (von Dürer bis Koschka) arbeitet und folgenschwere Nachwirkungen (von der Ächtung des Freitods im

Christentum bis zu gefährlichen antijüdischen Klischees) bespricht (288–289): „Gerade im übertragenen Sprachgebrauch hat sich die Bedeutung von Judas als einer Metapher heimtückischer Bosheit erhalten, etwa in Anne Dudens Erzählung *Das Judasschaf* [1985]: In etlichen Schlachthöfen hält man sich ein Judasschaf [...]. Es steht bereits vor dem Schlachthaus, wenn der nächste Lastwagentransport von Schafen ankommt. Das Judasschaf dreht sich um und führt die Herde unfehlbar und klar auf eine Plattform [...]; die Schafe folgen [...]. Das Judasschaf tritt jetzt zur Seite, die anderen Schafe gehen durch die Tür und werden sofort betäubt, aufgehängt und so weiter. Das Judasschaf geht zurück und erwartet die nächste Herde.“ Brittnacher sieht in der (299) „Judas-Figur [...] neben der Exorbitanz auch eine fundamentale selbstlose Duldungs- und Opferbereitschaft“, betont seine (297) „Agonalität“ und zeigt, wie „radikal einsam“ er ist, woraus er folgenden Schluss zieht (297): „Vielleicht könnte man von Jesus und Judas als einem Heldenduo sprechen, von denen der eine den Tugendhelden und Gemeinschaftsstifter, der andere den exorbitanten Helden und Outlaw darstellt, der eine den triumphierenden, der andere den tragischen Helden.“

Jana Mikota stellt in „Es ist gar nicht schlimm, ganz normal zu sein.“ Die Vielfalt der Heldenfiguren in der aktuellen Kinderliteratur“ alte und neue Held*innentypen in der Literatur für junge Leser*innen (und im Crossover-Segment, das dabei stets mitzudenken ist) vor, behält dabei (301) „unterschiedliche Traditionsstränge“ im Blick, zitiert gleich zu Beginn aus drei Romanen, die verschiedene Zugänge zu Held*innen sichtbar machen (Antike am Beispiel von Andreas Steinhöfels *Rico, Oskar und die Tieferschatten* [2008]; Wild-West-Romane, exemplifiziert an Leonora Leitls *Held Hermann. Als ich Hitler im Garten vergrub* [2021]; Bezug auf Greta Thunberg in Carolin Philipps *Tuvalu. Bis zum nächsten Stern* [2021]), betont deren gesteigerte Diversität auf vielen Ebenen und stellt diese drei und eine Fülle weiterer Texte näher vor. Dabei wendet sich Mikota (308) „neuen, ideologischen Helden“ ebenso zu wie (319) „Antihelden“ und (312) „Superhelden als Kompensationsfiguren“ (315): „Der realistische Kinderroman kennt auch die Alltagsheldin, die sich nicht nur durch Stärke oder Abenteuerlust auszeichnet, sondern auch Empathie und Hilfsbereitschaft besitzt und sich vor allem durch innere Kraft und Taten auszeichnen [sic].“ Zahlreiche Textbeispiele verdeutlichen Mikotas Aussagen. Stellvertretend sei hier die Sicht auf Odysseus in Steinhöfels Buch zitiert (302): „Ich hab mal mit Frau Dahling einen Film gesehen über den berühmten griechischen Helden ... Also, er fing mit O an und war mit einem Holzpferd im Krieg gewesen, und danach fuhr er jahrelang auf seinem Schiff durch die Gegend, um zu seiner geliebten Frau zurückzukehren. Die war zu Hause geblieben, wo sie inzwischen von tausend Männern belagert wurde, die alle scharf auf sie waren. Das wusste der O nicht, sonst hätte er sich vielleicht ein bisschen mehr beeilt.“ Mikota kommt zu dem Ergebnis, dass den jungen Leser*innen (321) „Identifizierung und Distanzierung zugleich“ ermöglicht wird: „Insofern sind die Hauptfiguren auch im realistischen Kinderroman keine *flat characters*, sondern durchaus mehrdimensional: Heldinnen und Helden, auch wenn sie mitunter nicht vorbildhaft handeln.“

Das fünfte Kapitel ist multimedial angelegt. Cord-Christian Casper bietet in „Multiversaler Heroismus im Superhelden-Genre des Comic“ anregende, wenn auch für mit dem Genre nicht Vertraute nicht ganz einfach nachzuvollziehende Überlegungen zum Heldenbegriff im Multiversum; ein Beispiel (340): „Ziel superheroischer Erzählweisen ist es, den Eindruck narrativer Ereignishaftigkeit zu potenzieren, gleichzeitig aber eine serielle Grundform beizubehalten. Immer neue Antagonisten können nicht davon ablenken, dass Superheldinnen und -helden in einer fast schon anti-narrativen Ereignislosigkeit verortet sind, in der Progression durch räumliche Vervielfältigung ersetzt wird.“ Im Multiversum, einer Parallelwelt und

einer Art Zeitschleife, sind Superhelden wie Flash, Dr. Manhattan, Superman und Supergirl beheimatet. Ihre Möglichkeit zur Vervielfachung, zum Aufeinandertreffen früherer und späterer Versionen derselben Figur und sogar zur Wiedergeburt oder Auferstehung in einem neuen Abenteuer nach ihrem Tod in einem davorliegenden irritiert. Casper fasst zusammen (351): „Wenn Superhelden trotz ihrer multiversalen Stasis und ihrer seriellen Vervielfältigung noch Exorbitanz zukommen sollte, dann auf der Ebene ihrer selbstreflexiven Auseinandersetzung mit der eigenen Wirkung.“

Elisabeth Bronfen führt in „Die Western-Heldin. Ein Gendering des Genres“ zu Klassikern avancierte Hollywood-Filme wie John Fords *The Searchers* (1956) oder Fred Zinnemanns *High Noon* (1952) und moderne Adaptationen (*Westworld*, *Godless*, *Nomadland*) gegeneinander. Signifikante Screenshots, detaillierte Filmanalysen, zahlreiche Filmzitate und parallele Szenen erhöhen die (feministische) Aussagekraft (353–354): „Bei dieser Umschrift geht es zwar nicht um eine Überwindung der westertypischen Heldenfigur, vielmehr um dessen [sic] Persistenz, allerdings mit veränderten Vorzeichen. In diesen dem Zeitgeist des frühen 21. Jahrhunderts angepassten Refigurationen des Westernhelden wird die Exzeptionalität des Individuums, die im Gegensatz zur Gemeinschaft steht, durch weibliche Figuren verkörpert, die ebenfalls auf einige aus der Antike tradierte Vorstellungen zurückgreifen. Auch die Einzelgängerinnen stehen im Spannungsverhältnis zwischen einem Kampf im Namen der gesellschaftlichen Ordnung einerseits und andererseits einem eigenen moralischen Impuls, dem sie immer wieder ohne Rücksicht gegen sich und die anderen folgen.“

Elisabeth K. Page zeigt in „Von zerbrochenen Brillen, gepflasterten Nasen und verbundenen Händen. Walter White als ramponierter Held“ den Protagonisten der Serie *Breaking Bad* (2008–2013) durchgängig – d. h. über fünf Staffeln – als ambivalente, schwer fassbare Figur mit (373) „Doppelexistenz“ und extrem schwankenden Sympathiewerten (373–374): „*Breaking Bad* mischt Stile und Genres, Fernsehen und Film, Serie und Literatur, Tragödie und Komödie, überraschende Wendungen und implizite Dramaturgie, große Erzählbögen und markante Einzelepisoden und erreicht als ein solches spezifisches Hybridgebilde einen Sonderstatus innerhalb der vielen Serienerzählungen des 21. Jahrhunderts. *Breaking Bad* [...] erzählt diese Story in einer Ästhetik, die es nicht ganz leicht macht, den Heldenstatus Walter Whites zu bestimmen.“ Eine Fülle von Beispielen zeigt diese Widersprüche. Das ändert sich erst am Ende (390–391): „Das Finale ist ziemlich eindeutig, während Walter White im Verlauf der Handlung immer uneindeutiger und zweifelhafter geworden ist. Man könnte sagen, dass das Ende von *Breaking Bad* versucht, den exorbitanten Helden ‚Heisenberg‘ mit dem normalbürgerlichen *Helden*, dem Familienvater Walter White, zu versöhnen.“

Robert Baumgartner überschreitet in „Ich exorbitant. Heldentum im Computerspiel als geteiltes Phänomen zwischen Spieler, Avatar und Protagonist“ die Grenze zwischen Medium und Konsument*in. Er referiert einleitend die vielfältigen Arbeiten der Computerspieleforschung (zu der sich noch die Reihe „Video Games and the Humanities“ bei De Gruyter ergänzen ließe) und wählt selbst einen neuen Ansatz. Baumgartner (394) „möchte heroische Exorbitanz in ihrer Ambivalenz zwischen normbrechender Amoralität und bewundernswerter Kampfkraft als mediales Scharnier für Rezeptionserfahrungen mit dem avatarbasierten Computerspiel betrachten.“ Er stellt Spiele vor, in denen es um positive (397): „Medienerfahrung im ludisch organisierten Computerspiel“ geht: „Die Heterotopie Computerspiel wird zum Ort virtueller Selbstermächtigung, in dem Spielerinnen und Spieler durch die Vermittlung des Avatar-Protagonisten Gefühle von Triumph, Erfolg und Leistungsfähigkeit spüren können.“ Doch es gibt auch negative Gegenbeispiele, in denen es durchaus Konsequenzen für

rücksichtslose Spieler*innen gibt. Bemerkenswert ist, dass nicht Wenige sinnlose Gewaltorgien ohnedies ablehnen, aber gleichsam dazu gezwungen sind, Exzesse im Spielprozess mitzutragen, da sie sonst das nächste Level nicht erreichen. Noch bemerkenswerter ist jedoch, dass manche (399) „Spiele den selbstgewählten Gewaltexzess jedoch auch durch verschiedene Mittel längerfristig unattraktiv [machen]: Amok laufende Avatare werden höchst ausdauernd – und zunehmend störend – von intradiegetischen Ordnungskräften verfolgt und verlieren während des Alarmstatus den Zugriff auf wichtige Dienstleistungen.“ Ja, mehr noch (405): „Integration und Ausstellung widerständiger Exorbitanz“ hat Schockpotential, „weil sie extrem tief im Kern des Mediums verankerte Konventionen und Erwartungshaltungen verletzt: Erwartungen von Ermächtigung ohne schlechtes Gewissen, von Kontrolle, Anerkennung und Bestätigung – dem Nachfühlen der besten Momente von Heldentum ohne seine Nachteile. Weil Helden eben doch sein sollen, was wir uns wünschen – aber nicht selbst sein wollen oder müssen.“

Abschnitt 6 stammt abermals von Christoph P e t e r s e n und besteht aus einem einzigen Beitrag. In „Der Held der Moderne. Ein archäologischer Versuch zu Rousseau, Hegel und Wagner“ versucht er die Erstellung eines Konzepts für einen Heldentypus, der – auch wenn er auf das 18. bzw. 19. Jh. zurückgeht – über weite Strecken unserem Verständnis und Anforderungsprofil entspricht. Er analysiert die (409) „historisch spezifischen Bedingungen“ in (410) „Aufklärung und Postaufklärung, in der das, was man die abendländische Moderne nennen kann, sich konfigurierte und zugleich das Konzept des *guten* Helden zur bis heute wirkenden allgemeinen Geltung gefunden hat.“ P e t e r s e n s Basistexte sind Rousseaus *Discours sur la vertu héroïque* (1751), Hegels *Vorlesungen über die Ästhetik* (1820–1829) und Wagners *Lohengrin* (1848). Rousseau legt die Grundlagen, Hegel begründet die Verehrung des sich heldenhaft Verhaltenden, Wagner schafft die Identifikationsfigur, „in der die Ambivalenz heroischer Außerordentlichkeit ausgeblendet bleibt, aber nur scheinbar auch verschwunden ist. [Die] Rekonstruktion hat versuchhaften Charakter. Ihre Vorläufigkeit [*sic*] rechtfertigt sich darin, Anregung zu geben für weitere Vorstöße zu einer Archäologie des Heldenbegriffs unserer Zeit.“ Detailliert zeichnet P e t e r s e n Rousseaus Entwicklung des Helden aus antiker und mittelalterlicher Philosophie, Heldenepik und christlicher Religion, zeigt Hegels Held als (421) „Phänomen der menschlichen Lebenswirklichkeit“ (mit einem Ausblick auf die im Faschismus folgenschwere Deutung durch Thomas Carlyle) und Wagners Bemühen, „die Ambivalenz der heldenhaften Exorbitanz zu tilgen“, wenngleich sie im Vorspiel musikalisch noch zu spüren ist (417): „Das *Lohengrin*-Vorspiel handelt von beiden Aspekten ‚des Helden‘ Lohengrin: vom Gegenwärtigwerden eines Heils und der Unmöglichkeit seines Verweilens, von der Asozialität des exorbitanten Retters. [...] Wenn wir heute [...] auch ein Unbehagen an Helden empfinden können, dann liegt das nicht daran, dass wir in einem *postheroischen* Zeitalter lebten, in dem Heldentum fremd oder brüchig geworden sei. Vielmehr folgt das Unbehagen unserer Erfahrung und Ahnung, dass die Ambivalenz heroischer Exorbitanz auch im *guten* Helden der Moderne und Gegenwart geisterhaft aufbewahrt geblieben ist: in einem *blinden Fleck*, der immer bereitsteht, wieder besetzt zu werden mit heroischer Asozialität und ihren destruktiven Äußerungsformen.“

Bei diesem Buch verdient auch der Umschlag spezielle Erwähnung: Nach einem Entwurf von Annerose Wahl hat das Verlagshaus eine Collage aus (Super)held*innen aller Epochen erstellt, die gemeinsam und überzeitlich die Leser*innen einladen, sich auf ihre Spuren zu begeben, hinter ihre Masken zu blicken und sich auf sie einzulassen.

Sonja Schreiner

Benedikt Eckhardt, *Romanisierung und Verbrüderung. Das Vereinswesen im römischen Reich*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (KLIO. Beiträge zur Alten Geschichte. Beihefte. N.F. 34.) 348 S. ISBN 978-3-11-075186-4. e-ISBN (PDF) 978-3-11-075218-2. e-ISBN (EPUB) 978-3-11075222-9. ISSN 1438-7698

Es ist zunächst ein wenig unklar und löst eine Art skeptischer Erwartung aus, wie sich der Titel des Buches zum eigentlich doch konkreten Inhalt und Untertitel verhält – offensichtlich dem derzeit noch immer anhaltenden Trend in der deutschen Geschichtswissenschaft geschuldet, auch eine ganz sachliche Untersuchung mit einem soziologischen Deckmantel zu versehen, um den schrecklichen Verdacht des Positivismus zu zerstreuen. Es ist aber – insgesamt – eine sehr sorgfältige und vor allem materialreiche Arbeit (mit umfangreicher Bibliographie und ebensolchen Registern) zu dem im Untertitel genannten Gegenstand, die 2020 an der Universität Bremen als Habilitationsschrift vorgelegt worden ist. Eckhardt versucht den Titel gleich in den ersten Abschnitten zu erklären und ist sich dabei bewusst, dass „Romanisierung“ im Zug einer übertriebenen *political correctness* inzwischen einen negativen Beigeschmack bekommen hat – ebenso könnte man (und es geschieht auch) die Forderung nach einer (besseren) Integration von Immigranten hinterfragen, obwohl Akkulturation in eine als überlegen empfundene Kultur (oder auch nur gegenüber dem sozialen Umfeld) ein Phänomen ist, das sich zu allen Zeiten nachweisen lässt. Aber genug davon. Dem Vereinswesen schreibt er eine besondere Bedeutung als Integrationsfaktor zu – den Einfluss der sogenannten „autonomen Städte“, ein im Westen völlig neues und erst durch Rom eingeführtes Phänomen, würde ich aber deutlich höher ansetzen. Auch der Begriff der „Verbrüderung“ erfährt allmählich seine Aufklärung als (bereits auf Max Weber zurückgehende?) Lehnübersetzung aus dem griechischen Begriff der φρατρία. (Ich hätte den Begriff eher mit „Bruderschaft“ übersetzt, was zumindest auch im modernen Sprachgebrauch ein vereinsähnlicher [zumeist religiös fundierter] Zusammenschluss sein kann. Eine Phratrie ist [war] aber etwas anderes, ein auf einen gemeinsamen Ahnherrn zurückgehender Familienverband und/oder [in Athen bis Kleisthenes] eine Untergliederung der attischen Bürger. Es fehlt also völlig das Prinzip der [jedenfalls theoretisch] freiwilligen Zugehörigkeit.) Wenn in der modernen Soziologie aber die Meinung herrscht, „dass es mitgliedschaftsbasierte Sozialformen in der Vormoderne nicht gegeben hat“ (8 mit Anm. 28), so muss den Vertretern solcher Theorien mangelndes historisches Wissen vor allem bezüglich der Antike (was wir allerdings gewohnt sind) attestiert werden. Oder allenfalls eine zu enge Begrifflichkeit. Eckhardt kann hier der Vorwurf nicht erspart werden, sich zu sehr auf diese Diskussion eingelassen zu haben. Es gab in der Antike eine breite Palette von vereinsähnlichen Zusammenschlüssen, von religiös fundierten Vereinen zur Verehrung eines bestimmten Gottes (Mithras!) oder zur Pflege eines Tempels über „Berufsgenossenschaften“ bis zu den (nach Eckhardt offenbar fraglichen) *collegia funeraticia*. Und wie heute musste sich der Vereinszweck nicht in diesem erschöpfen, sondern erhielt eine zusätzliche Motivation durch den Gemeinschaftsgedanken, persönliche Hilfestellungen und gemeinsame Mahlzeiten. (In dem Papyrus P.Prag.Satzung. – vgl. Die Satzungen einer ägyptischen Kultgenossenschaft aus der Ptolemäerzeit nach einem demotischen Papyrus in Prag, ed. Wolja Erichsen, Copenhagen 1959 [Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filosofiske Skrifter 4.1] –, der eine Art Vereinsstatut aus ptolemäischer Zeit in Ägypten darstellt, heißt es neben einer Reihe von Vorschriften und Angaben zum

Vereinszweck ausdrücklich: „Wir wollen Bier trinken!“ Eine religiöse Konnotation des Vereins war vielfach deshalb notwendig, weil ein Verbot dann nicht so leicht möglich war, auch wenn den Juristen bewusst war, dass dies gelegentlich nur als Deckmantel benutzt wurde. Aber selbst nach dem Bacchanalienskandal 186 v. Chr. wird trotz rigoroser Maßnahmen sichergestellt, dass die Verehrung des Gottes in bescheidenem Rahmen weiterhin wenigstens theoretisch möglich bleibt.)

Bei einer solchen Untersuchung über das römische Vereinswesen überrascht zunächst die Tatsache, dass der vor allem in der Juristenliteratur zum Ausdruck kommenden restriktiven, bis zu einem generellen Verbot gehenden Haltung eine Fülle von tatsächlich existierenden – und auch von der Kaisergesetzgebung gleichsam als selbstverständlich angenommenen – Vereinen gegenübersteht. Weitergehend als Eckhardt glaube ich, dass für einen Verein prinzipiell eine *utilitas publica* gefordert wurde, so dehnbar dieser Begriff auch sein mochte; zur Feuerwehr des Plinius kommen wir noch. Richtig scheint mir auch die Beobachtung zu sein, dass zu einem Verein im eigentlichen Sinn eine innere Organisationsstruktur mit (gewählten) Funktionären und eine *arca*, eine Vereinskasse, gehörten (88–99). Dass diese innere Struktur weitgehend gleich oder jedenfalls ähnlich war, bezeichnet Eckhardt mit dem aus der Soziologie entlehnten Begriff des Isomorphismus. Er verwendet große Mühe bei dem Versuch, die erstaunliche Vielzahl der Vereine (und ihre Diversität) definitorisch in den Griff zu bekommen, er findet staatlich organisierte Vereine, halbstaatliche (was immer das sein mag) und private, aber innerhalb der staatlichen Ordnung agierende Vereine, auch wenn unsere Quellen eine solche schematische Zuordnung in den meisten Fällen nicht zulassen. Das „absehbare Muster“ (63) besteht vor allem darin, dass sich eigentlich kein Muster absehen lässt. Vieles, was Eckhardt problematisch erscheint, ist auch relativ leicht lösbar. So gibt es etwa noch heute (zumeist prominente) Persönlichkeiten, die nominell Vorstände mehrerer (zumeist prominenter) Vereine sind (68) und sich vertreten lassen, in der Antike traditionsgemäß (wie im Fall der Gemeindebürgermeister) durch *praefecti*, wobei dieser Begriff aber keineswegs eindeutig ist. Auch der gelegentlich bezeugte Zusammenfall von *patronus* und *defensor* (92) überrascht nicht; natürlich wurde von ersterem erwartet, in einem Konfliktfall (vor allem mit städtischen oder staatlichen Instanzen) als *defensor* aufzutreten, und ebenso lag es nahe, einen erfolgreichen *defensor* dankbar zum *patronus* zu ernennen. Das Centonarierreskript von Solva FIRA I² 87 (mit verbesserten Lesungen, cf. AE 1983, 731) wurde zu Ehren des *pater* M. Secundius Secundinus aufgestellt, und zweifellos war es dieser, der die für den Verein insgesamt günstige kaiserliche Entscheidung erwirkt hatte – die sprachliche Nähe von *pater* und *patronus* sollte nicht außer Acht gelassen werden. *Pater* (und ebenso das nur in einem Fall bezeugte *mater*, CIL 6, 10234 = FIRA III 36) hat mit „fiktiver Elternschaft“ (97) nichts zu tun; im Mithraskult war *pater* der oberste Weihegrad.

In einem zweiten Abschnitt wendet sich Eckhardt dem griechischen Osten zu, in dem das Vereinswesen schon eine längere Tradition hatte. Hier interessiert uns vor allem der Versuch des Jüngeren Plinius, in Nicomedia ein *collegium fabrum* als freiwillige Feuerwehr einzurichten (ep. 10, 33–34). (Es ist anscheinend die einzige Stelle, an der diese Funktion der Handwerkerkollegien ausdrücklich genannt ist; andererseits spricht Plinius davon wie selbstverständlich. Es kann dies demnach für alle derartigen Vereine angenommen werden.) Obwohl die *utilitas publica* zweifellos gegeben wäre, lehnt Trajan dies bekanntlich ab, aus der Befürchtung, *hetaeriae <eae>que brevi fient*. Als (mitunter staatsgefährdender) „politischer Geheimbund“ ist *εταρία* ausreichend belegt. In anderen Fällen waren die Kaiser nicht so streng (cf. SEG 63, 974; Hadrian 131 n. Chr. über die Reeder von Milet). Zusätzlich zu den

griechischen Begriffen beginnt sich das lateinische κολλήγιον durchzusetzen, offensichtlich aus den einschlägigen kaiserlichen Schreiben. Ein Einfluss römischer Verhaltensmuster ist also deutlich festzustellen (136–139 und gelegentlich auch sonst).

Der Abschnitt 6 „Der Rat, das Volk – und die Vereine“ liegt auch gesondert elektronisch vor und ist wieder ein charakteristisches Beispiel für die Neigung des Autors, Probleme zu sehen (und zu diskutieren), die es eigentlich gar nicht gibt. Es geht hier um die Frage, ob und in welcher Form „westliche“ Vereinsformen Veränderungen in der Sozialstruktur der Städte im griechischen Osten bewirkt hätten. Das hätten die *fabri* von Nicomedia wohl kaum vermocht, außer vielleicht bei Einzelnen durch den Wunsch „dazu zu gehören“. Die Reeder in Milet (108) und die Bäcker in Ephesos (111–113, wobei Berufsgenossenschaften auch sonst immer wieder behandelt werden) waren eine Zunft, bei der man zwangsläufig Mitglied sein musste. Richtig ist, dass sich ein Vereinswesen in Form der Genossenschaften erst in der römischen Kaiserzeit nachweisen lässt. Besonderes Augenmerk wendet Eckhardt den im Osten organisierten *véoi* zu (149–158) und, als Gegenstück dazu, ähnlichen Zusammenschlüssen der Älteren, die aber nicht mit der *γερουσία* als gelegentlich verfassungsmäßigem Organ zu tun haben (158–167). Auch Frauen konnten vereinsmäßig organisiert sein (167). Ob die *Augustales* hingegen ein Verein waren, scheint mir hingegen zweifelhaft, wie Eckhardt überhaupt dazu neigt, den Vereinsbegriff sehr weit auszudehnen. Dafür wären bei den Schauspielern wohl die *parasiti Apollinis* zu nennen gewesen; siehe Ekkehard Weber, in: Raimund Merker - Georg Danek - Elisabeth Klecker (Hg.), *Trilogie: Epos – Drama – Epos. Festschrift für Herbert Bannert*, Wien 2016, 274–282 (mit weiterer Literatur). Auch die vielen wohl nicht staatlich organisierten Kultgenossenschaften (Mithras, Juppiter Dolichenus, Isis) rechnet er wenn auch mit Vorbehalten dazu, nicht aber, wie das gelegentlich geschehen ist, die Christen, weil sie sich nicht in die staatliche Ordnung fügen wollten (sich also auch, aber nicht nur, dem Isomorphismus versagten). Πολίτευμα in *Phil.* 3, 20 bedeutet an dieser Stelle aber nicht „Bürgerrecht“ (371 und gegen Peter Pilhofer, in: *Neues aus der Welt der frühen Christen*, Stuttgart 2011, 63–75 mit Verweis auf Pilhofer 1995, 127–134) sondern „Heimat“ („unsere wahre Heimat ist im Himmel“). Erst 313 wurden sie zum „anerkannten Verein“ (282). Besondere Bedeutung weist Eckhardt davor dem Begriff der *ἐκκλησία* zu, der sonst, sofern er von Vereinen überhaupt verwendet wird, die Vereinsversammlung, nicht aber den Verein selbst meint (270). Dann findet sich eine programmatische Feststellung, die für die ganze Untersuchung gelten kann und hier an den Schluss gestellt sei, „dass der Fokus auf organisationsgeschichtliche Entwicklungen notwendigerweise zu recht abstrakten Ergebnissen führt, die – auch, wenn sie richtig sind – die Lebensrealität antiker Menschen nur partiell beschreiben“ (278).

Der Wert des Buches liegt also nicht so sehr in diesen Ergebnissen (das auch, aber es kommt nicht selten vor, dass Eckhardt seine zunächst mit Aplomb vorgetragene Meinung später selbst revidiert), sondern in der ausführlichen Diskussion vieler verschiedener Einzelheiten. Dass diese oft keine eindeutigen oder generellen Schlüsse zulassen, liegt in der Natur der Sache.

Ekkehard Weber

Christian Peters, Basinio da Parma. *Hesperis*, Der italische Krieg. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2021. (Die neulateinische Bibliothek. 6.) 562 S. ISBN 978-3-8253-4871-7

Die im Jahr 1455/56 publizierte *Hesperis* des italienischen Dichters Basinio da Parma (1425–1457) ist das erste Epos der neulateinischen Literatur, das ein zeitgeschichtliches Sujet panegyrisch verarbeitet, und mit fast 7000 Versen zudem die bis dahin umfangreichste humanistische Großdichtung. Obwohl sie ihren Platz in der Literaturgeschichte also schon aus formalen Gründen behauptet, zählt sie immer noch zu den unbekannteren Texten dieser Epoche – ein Eindruck, der sich beim Blick auf die sehr überschaubare Anzahl spezialisierter Forschungsarbeiten auf Anhieb bestätigt. Diesem Missverhältnis will Christian Peters zumindest im deutschsprachigen Raum entgegenwirken und legt mit dem zu besprechenden Buch die erste moderne Ausgabe mit Übersetzung, Anmerkungen und Einleitung vor. Es handelt sich um die aus langjähriger Beschäftigung mit dem Text erwachsenen Früchte, widmete Peters dem Epos des jung verstorbenen Dichters doch bereits in seiner im Jahr 2014 vorgelegten Dissertation eine längere Fallstudie.

Vorangestellt ist eine umfangreiche, in zehn Unterkapitel gegliederte Einleitung, die auf alle für eine erste Beschäftigung mit dem Epos relevanten Aspekte eingeht und auch all diejenigen im Blick hat, die sich nicht dem harten Kern der akademischen Latinistik zurechnen würden. Im ersten Unterkapitel (9–15) reißt Peters die historischen, biographischen und literarischen Hintergründe an und steckt somit den Rahmen für das Folgende ab. In der *Hesperis* besingt Basinio zwei zwar erfolgreiche, aber lokal begrenzte und letztlich eher unbedeutende Militäroperationen des italienischen Condottiere Sigismondo Malatesta (1417–1468). Angeworben von Florenz, kämpfte dieser gegen das von Alfons V. von Aragón kontrollierte Neapel, das Expansionspläne in Mittel- und Norditalien verfolgte. In den Jahren 1452 und 1453 nun war es Sigismondo gelungen, „einige Festungen im Chianti“ sowie „die stark befestigte Küstenstadt Vada zwischen Livorno und Piombino“ zurückzuerobern bzw. zu schleifen (13). Diese Ereignisse stilisierte Basinio „zu einem existenziellen Endkampf zwischen den keltiberischen Invasoren aus dem Westen und den vereinten Kräften der Italiener, die Freiheit und Selbstständigkeit ihrer *patria* verteidigen“ (13).

Sodann bietet Peters Informationen zur Vorgeschichte dieser Ereignisse, indem er auf die Familie der Malatesta (15–20) und Sigismondo, seinen Hof und sein Wirken als Förderer der humanistischen Antikenaneignung eingeht (20–27). Das folgende Unterkapitel ist Basinio gewidmet, dem begabten Spross einer zwar vermögenden und ambitionierten, aber „ansonsten nicht weiter zutage getretenen Familie aus Parma“ (28). Erste schriftstellerische Arbeiten entstanden nach dem Tod seines Lehrers Vittorino da Feltre im Jahr 1446, als er von Guarino da Verona am Hof der Este in Ferrara dazu angeregt wurde, am „höfischen Leben durch panegyrische Dichtung literarisch teilzuhaben“ (30). Spätestens vom Jahr 1449 an hatte Basinio in Sigismondo Malatesta in Rimini einen neuen Förderer gefunden, dessen Selbstdarstellungskonzept gut mit seinen dichterischen Begabungen und Vorlieben zu harmonieren schien (31).

Die sich anschließenden Unterkapitel gehen auf einige formale Eckdaten der *Hesperis* ein, des „eigentlichen Schlussstein[s] im imposanten Œuvre unseres jung verstorbenen Dichters“ (34–37), sowie auf Basinios selbstbewusste Ambitionen (37–45) und sein agonales, von nahezu zwanghaftem Drang nach Überbietung geprägtes Verhältnis zu seinem Dichterkollegen Maffeo Vegio (1407–1458; 45–52). Die Annäherung an den Text beginnt im folgenden Unterkapitel, wo Peters eine Lesart der „vielleicht befremdlichsten und rätselhaftesten Passage

der *Hesperis*“, nämlich die in den Büchern 7–10 beschriebene „Reise zur Insel der Glückseligen im Westen“ (53), diskutiert (52–59). Er verwirft die These, dass die Episode lediglich die militärisch weniger erfolgreichen Jahre 1449 bis 1452 kaschieren sollte, „in denen sich Sigismondo vornehmlich in glanzlosen Konflikten mit seiner Nachbarschaft verstrickte“ (53), zugunsten der Annahme, „dass der ansonsten im Epos nahezu unsichtbare Autor seiner eigenen Ankunft ein Denkmal gesetzt“ und „die humanistische Epiphanie Sigismondo Malatestas erst ermöglich[t]“ habe (59).

Es folgen ein Überblick zu den von Basinio verwendeten Bauformen, die unverkennbar der antiken Eposproduktion entstammen (z. B. Ekphraseis, Kataloge, Exkurse, Aristien, Zweikämpfe, Reden; 59–66), und eine abschließende Bewertung der *Hesperis* (67–69). P e t e r s gesteht „dem unverfrorenen Selbstplagiator und hingebungsvollen Homerzeloten Basinio“ (67) eine Pionierleistung zu und wertet das Epos als „einerseits ebenso schrill und radikal wie Sigismondo Malatesta und dessen mäzenatisches Programm“, andererseits aber als „ein besonders augenfälliges Zeugnis der Ära, in der das frühneuzeitliche Europa sich in antiken Formen selbst erfand und seinen Geschmack allen folgenden Epochen in allen Teilen der Welt bis auf Weiteres unauslöschlich einprägte“ (68).

Der Einleitung schließen sich kurze Hinweise zur Textgestaltung und Übersetzung an (71–72). Der lateinische Text „folgt weitgehend der zuverlässigen Edition von [Lorenzo] Drudi“ (71) aus dem Jahr 1794, die auf Basinios Autograph fußt und *argumenta* zu jedem Buch bietet, die P e t e r s ebenfalls übernommen hat. Korrigiert bzw. zurückgenommen hat er lediglich „offensichtliche typographische Fehler und mutwillige Eingriffe des Herausgebers“, wobei er sich in Zweifelsfällen am Autograph orientierte (71). Ein textkritischer Apparat ist mit Hinweis „auf die entstehende kritische Edition von Anna Chisena“ (ebd.) nicht beigegeben. Eine Synopse von Zeithistorie und epischem Narrativ (73–80), ein Glossar historischer Figuren und ihrer epischen Entsprechungen (81–83) und ein Literaturverzeichnis (85–90) runden den erweiterten Einleitungsteil ab.

Der Hauptteil des Buches besteht aus lateinischem Text und deutscher Übersetzung (93–519) von Drudis *argumenta* – mithin die einzige systematische Erschließung des Inhalts, die der Band bietet – und der *Hesperis*. Da die Feinheiten einer Übersetzung dieses Umfangs nicht in wenigen Zeilen angemessen gewürdigt werden können, seien lediglich einige allgemeine Charakteristika erwähnt. Es handelt sich um eine Prosaübersetzung, die erklärtermaßen die Versumbrüche des lateinischen Textes nachahmen möchte (72). Das Bemühen um Rhythmisierung ist ebenfalls erkennbar. Hinsichtlich der Wortwahl gibt sie sich erfreulich direkt und unprätentiös, da sie in der Regel nahe am lateinischen Text bleibt und auf gängige Wortbedeutungen zurückgreift, ohne den gewollt extravaganten Ausdruck zu suchen. Gelungene Übertragungen einzelner Fügungen sind allenthalben anzutreffen. Hinsichtlich der Wortstellung nimmt sie sich größere Freiheiten und entfernt sich mitunter spürbar vom Original. Die stichprobenartige Überprüfung größerer, zufällig ausgewählter Passagen hat keine Sinnentstellungen oder Fehler erbracht. Insgesamt fördert P e t e r s' Übersetzung also nicht nur das Verständnis des Inhaltes, sondern auch den Nachvollzug des lateinischen Textes.

Im Anschluss an den Text des Epos bietet P e t e r s wenige, aber hilfreiche textkritische und inhaltliche Anmerkungen zu den Inhaltsangaben und den dreizehn Büchern (521–543). Sie sind bewusst sparsam gehalten und sollen sich auf das beschränken, „was für das Verständnis der *Hesperis* als ein Zeugnis des neulateinischen Humanismus im *Quattrocento* erforderlich ist“ (71). Insbesondere wurde auf die Erklärung mythologischer Umschreibungen

und Antonomasien, die sich nicht durch gängige Referenzwerke auflösen lassen, verzichtet (ebd.). Ein Index der in der *Hesperis* vorkommenden Namen beschließt das Buch (545–562).

Von den wenigen Dingen, die kritisch angemerkt werden könnten, ist das gelegentlich unglückliche Layout am auffälligsten: Die Einträge des Literaturverzeichnisses beispielsweise sind ohne trennende Leerzeilen oder Einzüge gesetzt, was ein rasches Auffinden des gesuchten Eintrags deutlich erschweren kann; der lateinische Text der *argumenta* ist im Blocksatz und ohne Worttrennungen gesetzt, wodurch sich mitunter störende Leerräume zwischen den Wörtern ergeben; Analoges gilt für den Abschnitt mit den Anmerkungen. Wenige weitere Versehen formaler Natur sind nicht der Erwähnung wert. Manche Forschende könnten eine gewisse Theorieferne monieren. Zwar greift P e t e r s wiederholt auf gängige Konzepte zurück (z.B. *persona*, Narrativ, Paratext), doch bleibt er grundsätzlichere Überlegungen etwa zum Verhältnis von historischer Wirklichkeit und Fiktionalität oder der Einbettung von Basinius Werk in zeitgenössische Poetik-Diskurse schuldig. (Überhaupt wird nicht hinlänglich klar, auf welcher Quellengrundlage Basinius Narrativ basiert.) Fragen könnte man außerdem, warum der *Index nominum* lediglich die Namen des Epos erfasst und nicht auf die Einleitung ausgedehnt wurde, wo P e t e r s immerhin auf so zentrale Figuren wie Maffeo Vegio oder Leon Battista Alberti eingeht. Dass auf einen Stellenindex verzichtet wurde, der das Auffinden der besprochenen Homer- und Vergil-Similien erleichtert hätte, dürfte in Zusammenhang stehen mit der – angesichts des schieren Umfangs mehr als verständlichen – Entscheidung, auf einen Similien- bzw. Quellenapparat zu verzichten.

Dies sind, so viel sei eingestanden, die Kritikpunkte eines Rezensenten, der Kritikpunkte finden will. Offensichtlich ist, dass sie die inhaltliche Qualität des hochwertig produzierten Bandes in keiner Weise tangieren. Mit seiner Ausgabe hat P e t e r s die *Hesperis* bequem zugänglich gemacht und einen guten Einstieg für die Beschäftigung mit einem wichtigen, aber nicht weniger eigenwilligen und aufgrund seiner überbordenden Antikenbezüge höchst artifiziellen neulateinischen Epos geschaffen. Die kenntnisreiche und engagiert geschriebene Einleitung macht es leicht, sich in die mitunter komplexen Zusammenhänge von Zeitgeschehen, Autor und Werk einzufinden, sodass dem Buch eine breite Rezeption auch über die Fachgrenzen hinaus zu wünschen ist. Zwar sei der „breiten (und nicht unbedingt lateinkundigen) Leserschaft“, die die Reihe ‚Die neulateinische Bibliothek‘ laut Verlagswebseite anvisiert, keineswegs von der Lektüre abgeraten, doch sind wenigstens rudimentäre literarische und sprachliche Kenntnisse unbedingt zu empfehlen, um den voraussetzungsreichen Text (und P e t e r s’ Leistung) angemessen würdigen zu können.

Gabriel Siemoneit

Fabian P r e c h t l, Giovanni Boccaccios „De casibus virorum illustrium“ in Deutschland. Studien zur Überlieferung und Rezeption eines frühhumanistischen Werkes im 15. und 16. Jahrhundert. Wiesbaden: Reichert Verlag 2022. 400 S. ISBN 978-3-7520-0625-4

Während die Forschung zur Boccaccio-Rezeption in dessen Heimatland schon eine längere Tradition aufweisen kann (vgl. dazu Attilio Hortis, *Studi sulle opere latine del Boccaccio con particolare riguardo alla storia della erudizione nel Medio Evo e alle letterature straniere*, Triest 1879, sowie Guido Traversari, *Bibliografia boccacesca. Scritti intorno al Boccaccio e alla fortuna delle sue opere*, New York 1907), setzt die deutsche Philologie mit zuverlässigen

modernen Studien erst merklich später ein (vgl. die Literaturangaben bei Richard Schwaderer, Boccaccios deutsche Verwandlungen. Übersetzungsliteratur und Publikum im deutschen Frühhumanismus, *Arcadia* 10 [1975], 113–128, hier 113 Anm. 1); dabei besteht ein allen nationalen und nationsübergreifenden Arbeiten gemeinsamer Zug darin, dass die Nachwirkung des italienischsprachigen *Dekameron* (und diese besonders auf Geoffrey Chaucers *Canterbury Tales*) bei weitem die größte Aufmerksamkeit gefunden hat. (Die jüngste Arbeit hierzu bietet Robert W. Hanning, *Boccaccio, Chaucer, and Stories for an Uncertain World. Agency in the Decameron and the Canterbury Tales*, Oxford 2021.) Zu den Vorläufern der hier zu besprechenden Dissertation von P r e c h t l zählen verschiedene monographische und sonstige Arbeiten. So ist beispielsweise der Textband zur Düsseldorfer Ausstellung 2013 zu nennen, der grob in Leben und Werk unterteilt ist (Boccaccio in Deutschland. Spuren seines Lebens und Werks 1313–2013. Ausstellung im Goethe-Museum Düsseldorf in Zusammenarbeit mit der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, 5. Mai bis 18. August 2013. Katalog von Achim Aurnhammer - Nikolaus Henkel - Mario Zanucchi, Heidelberg 2013), dazu kommt etwa Bolsingers Studie zur Nachwirkung des *Dekameron*, die sich in die Darlegung von Arigos Boccaccio-Übersetzung und verschiedener Bearbeitungen (11–41) und im Hauptteil in die Interpretation einzelner Novellen und deren Gestaltung (43–152) gliedert (Claudia Bolsinger, *Das Dekameron in Deutschland. Wege der Literaturrezeption im 15. und 16. Jahrhundert*, Frankfurt am Main u. a. 1998 [Europäische Hochschulschriften I: Deutsche Sprache und Literatur 1687]); für weitere Titel zur Boccaccio-Nachwirkung in Deutschland vgl. die Bibliographie bei P r e c h t l, 346–363). Direktes Vorbild ist, strukturell wie konzeptionell, die umfangreiche Untersuchung von Rubini Messerli (Textsynopsen, Handschriftenlisten, farbige Abbildungen); dabei schafft P r e c h t l speziell ein Pendant zu dieser Habilitationsschrift, das bei *De casibus* naturgemäß weniger ausführlich ausfällt als eine entsprechende Arbeit zum *Dekameron* (Luisa Rubini Messerli, *Boccaccio deutsch. Die Dekameron-Rezeption in der deutschen Literatur [15.–17. Jahrhundert]*, Amsterdam-New York 2012 [Chloe: Beihefte zum *Daphnis* 45]).

Nach der „Hinführung“, in der Forschungsstand und eigenes Vorgehen dargelegt werden (1–12), folgen ein knapper Überblick über Boccaccio als Humanisten (13–16) und eine Einordnung von *De casibus* in die Tradition der *De viris illustribus*-Schriften, die sich von Cornelius Nepos über Hieronymus bis zum unmittelbaren Muster Petrarca hinziehen (17–18, cf. Gerhart Hoffmeister, *Petrarca*, Stuttgart-Weimar 1997 [Sammlung Metzler 301], 68–71; oder Lilian Armstrong, *Petrarch's Famous Men in the Early Renaissance: The Illuminated Copies of Felice Feliciano's Edition*, London 2016). P r e c h t l selbst nennt Hieronymus (94), Isidor (91) sowie Plutarch, Sueton, Tacitus und Aurelius Victor (117–118). Es schließt sich eine Diskussion der „innovativen historiographischen Verfahren“ (22–29) und der „kritisch-reflexiven Potentiale“ (29–39) an, die überzeugend an mehreren Gesprächen aus dem Werk exemplifiziert werden. Ausführlicher behandelt P r e c h t l in der Folge die zentrale Rolle Fortunas (auch *fortuna labilis*) in dem Werk, deren unterschiedliche, christliche wie antike Konzepte umfassend und unter neuen Aspekten dargestellt werden (40–59; 80); daraufhin wird die „exemplarische Valenz der Biographien“ zwischen *narratio* und *moralisatio* thematisiert und wiederum mit verschiedenen Beispielen aus *De casibus* erläutert (60–79).

Im eigentlichen rezeptionsgeschichtlichen Teil geht es zunächst um die rasche und frühe Verbreitung in Deutschland ab 1401 (83–90), sowohl im kirchlichen als auch im universitär-humanistischen Kontext (90–95), anschließend um die breite Exzerptüberlieferung und die Nürnberger Vettern Hartmann und Hermann Schedel (95–98), bis P r e c h t l bei der *editio*

princeps in Straßburg 1474/75 anlangt (101); auffällig ist in diesem Abschnitt die genaue Erfassung auch einzelner Nachwirkungsbelege, die nicht dem literarischen Bereich zugehören. (Hartmann Schedel nannte Boccaccio in seiner Weltchronik einen *hohberümbten poeten* und *philozophus*; zu Nürnbergs Rolle in der Rezeption des Italieners vgl. zuletzt Christa Bertelsmeier-Kierst, *Buchkultur und Überlieferung im kulturellen Kontext*, hg. von Tina Terrahe - Regina Toepfer - Jürgen Wolf, Berlin 2017 [Philologische Studien und Quellen 262], 314 Anm. 3; und [spezieller] Christine Sauer, *Handschriften und Inkunabeln aus dem Besitz Hermann und Hartmann Schedels in der Stadtbibliothek Nürnberg*, in: Hartmann Schedel (1440–1514). *Leben und Werk. Akten des gemeinsam mit dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, dem Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg und dem Stadtarchiv Nürnberg am 28./29. Oktober 2014 veranstalteten Symposiums im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg*, hg. von Franz Fuchs, Wiesbaden 2016 [Pirckheimer Jahrbuch 30], 213–245.)

Wenn P r e c h t l im folgenden Menrad Molthers Ausgabe von *De casibus* behandelt, so betritt er, wie er selbst betont (109), tatsächlich Neuland; diese Edition mit Anmerkungen kam allerdings nie in den Druck und ist nur in einer Baseler Handschrift erhalten (109–116). Anschließend folgt eine ausführliche Darlegung zu Hieronymus Zieglers Edition (Augsburg 1544) und dessen Übersetzung (1545), für die der Autor wiederum Vorarbeiten hat (Mario Zanucchi, *FUrrnemmste Historien und exempel von widerwertigem Glück*. Hieronymus Zieglers frühneuhochdeutsche Übersetzung von Boccaccios *De casibus virorum illustrium*, in: Giovanni Boccaccio in Europa. Studien zu seiner Rezeption in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hg. von Achim Aurnhammer - Rainer Stillers, Wiesbaden 2014 [Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 31], 229–258, sowie Boccaccio in Deutschland, 56–58). Nach einer breiten Einführung zu dem Gelehrten (1504–1562) und seinem Humanistenkreis (117–123) schildert P r e c h t l mit großer Sachkenntnis und über Zanucchi hinausgehend, wie Ziegler die Mangelhaftigkeit seiner Vorlage beklagt, einen umfassenden Scholienapparat erstellt und damit die *editio princeps* ersetzt (124–132). 133–169 wird die deutsche Übertragung behandelt, wozu P r e c h t l einen Exkurs zur Augsburger Übersetzungsbewegung zwischen 1530 und 1550 einfügt (134–139). 147–150 legt der Autor, wiederum auf Zanucchi aufbauend (147 Anm. 634), die Übersetzungspraxis Zieglers dar, wobei dieser dem Prinzip „Übersetzen bedeutet Bearbeiten“ folgt und ein weniger gebildetes Publikum im Sinn hat (168); daraufhin schlägt P r e c h t l den Bogen zur zweiten für ihn wichtigen Persönlichkeit, dem Nürnberger Dichter Hans Sachs (1494–1576), dessen Umgestaltung der Übertragung Zieglers er im folgenden bespricht (169–234). (An Sekundärliteratur zu Sachs und Boccaccio seien hier nur genannt: Willi Hirdt, *Boccaccio in Germania*, in: *Il Boccaccio nelle culture e letterature nazionali*. A cura di Francesco Mazzoni, Firenze 1978, 27–51, hier 36–40 [fehlt bei P r e c h t l]; und Joachim Knappe, *Boccaccio und das Erzählild bei Hans Sachs*, in: *Hans Sachs im Schnittpunkt von Antike und Neuzeit. Akten des interdisziplinären Symposiums vom 23./24. September in Nürnberg* [Pirckheimer-Jahrbuch 10], 49–81.) In seinen Meisterliedern (171–198) und Spruchgedichten (199–216) greift Sachs auf Boccaccios Figuren aus Mythologie (z. B. Orpheus; 173–175) und Geschichte (z. B. Alkibiades; 196–197) zurück, wobei P r e c h t l unter Berücksichtigung der Fortuna-Problematik minutiös die jeweiligen Charakteristika herausarbeitet. Insbesondere wird der Arsinoe-Stoff beachtet, den Sachs dreimal gestaltet hat (als Meisterlied, Spruchgedicht und Drama) und dem P r e c h t l ein eigenes, abschließendes Kapitel widmet (221–231). Im ausführlichen Anhang (243–332) werden danach die Originale und Übersichtstabellen zu den behandelten Texten dargeboten,

wobei Molther erneut nicht vergessen wird (244–247). Schließlich folgen verschiedene Verzeichnisse etwa zu Handschriften, Forschungsliteratur und Internetressourcen (333–379), woraufhin acht eindrucksvolle Farbtafeln das Buch abrunden.

Insgesamt betrachtet, liegt mit P r e c h t l s Studie eine detaillierte Arbeit vor, die *De casibus* aus dem überlangen Schatten des *Dekameron* heraustreten lässt und eine Lücke zur Boccaccio-Rezeption in Deutschland schließt. Zugleich kann seine Untersuchung als Anregung für Forschungen dienen, die sich auch mit dem Nachleben der lateinischen Werke des Italieners beschäftigen; dabei fehlen insbesondere entsprechende Arbeiten zu den *Genealogie deorum gentilium* und *De claris mulieribus* im deutschen Frühhumanismus. (Am ehesten kommen für die *Genealogie* in Betracht die Schrift von Jean Seznec, *The Survival of the Pagan Gods: The Mythological Tradition and its Place in Renaissance Humanism and Art*, translated from the French by Barbara E. Sessions, New York 1953, und der Aufsatz von Thomas Leinkauf, Boccaccios „Genealogie deorum gentilium“ und die poetologische Debatte der Frühen Neuzeit, in: *Mythographie in der Neuzeit. Modelle und Methoden in Literatur, Kunst und Wissenschaft. Internationale und Interdisziplinäre Tagung Freiburg im Breisgau 2013*, Heidelberg 2016, 37–74; dagegen existieren zu *De claris mulieribus* mehrere Studien, die sich jedoch meist mit Übersetzungskommentaren oder Textillustrationen beschäftigen wie z. B. Kristina Domanski, *Lesarten des Ruhms. Johann Zainers Holzschnittillustrationen zu Giovanni Boccaccios „De mulieribus claris“*, Köln-Weimar 2007 [Atlas 2]; zu weiteren Titeln s. Boccaccio in Deutschland, 59 bzw. 61.) Auch in dieser Hinsicht kann P r e c h t l s wissenschaftliche Leistung als mustergültig gelten und stellt einen substantiellen Beitrag zur Erforschung des Zusammenspiels dar, das unsere europäischen Sprachen und Literaturen auszeichnet.

Klaus Fetkenheuer

Peter Lindeberg, *Neulateinische Epigramme. Dichter, Denker und ihre Städte – Eine Bildungsreise durch Europa*. Hg. von Anja Behrendt - Simone F i n k m a n n. Düren: Shaker Verlag 2021. VI + 149 S. ill. Print-ISBN 978-3-8440-7899-2. PDF-ISBN 978-3-8440-8301-9
<https://doi.org/10.2370/9783844083019>

Das ansprechende Softcover-Bändchen macht seine Leser*innen (zu gleichen Teilen Schüler*innen und Lehrer*innen) mit dem dichterischen Werk des Rostocker *poeta laureatus* Peter Lindeberg (1562–1596) vertraut und legt den Fokus auf europäische Städte. Das reich bebilderte, farbenfrohe und multidisziplinäre Büchlein ist als Pilotprojekt aus der 2019 im Heinrich Schliemann-Institut für Altertumswissenschaften der Universität Rostock gegründeten Initiative „ProLAS. Projektorientierte Lehrer*innenbildung in den Alten Sprachen“ hervorgegangen und Zeugnis für das fruchtbare Zusammenspiel von Fachdidaktik und Fachwissenschaft.

Gegliedert ist es in zwei große Abschnitte, einen für Lehrkräfte und einen weiteren für die Lernenden. „Teil I: Informations- und Zusatzmaterial für Lehrkräfte“ enthält neben kompakten „Hinweise[n] für Lehrkräfte“ zur Benützung und zum Aufbau der Publikation (zuzüglich Auflistung sämtlicher Mitarbeiter*innen) eine ausführliche „Einführung“ zu „Peter Lindeberg: Leben, Werk, Sprache und Stil“, zu „Stilmittel[n]“ (mit gut ausgewählten Beispielen aus der antiken Literatur und Betonungshilfen), zum „Epigramm“ (in Antike, Mittelalter und Neu-

zeit), erweitert durch eine hilfreiche „Übersichtskarte: Stationen auf Peter Lindebergs Reise (1583–1585)“, eine Darstellung von „Personen- und Städtelob“ (mit Gliederungsvorschlägen von David Chytraeus) und einen Abriss zu „Prosodie und Metrik“, worin besonders auf „[n]eulateinische Abweichungen“ vom antiken Usus verwiesen wird. Unverzichtbare Hilfsmittel sind ein langes „Gesamtvokabelverzeichnis“ (mit eingezeichneten Längen), ein „Eigennamenverzeichnis“ (Personen- und Ortsnamen), weiters „Wortschatz zu den einzelnen Epigrammen“ (untergliedert nach den einzelnen Gedichten, jeweils aufgeteilt in „Grundwortschatz [zur Wiederholung]“ und „Lernwortschatz“ und dabei übersichtlich nie mehr als eine Seite umfassend), ein gut sortiertes und jedwede Vertiefung ermöglichendes „Literaturverzeichnis“ (zunächst thematisch geordnet: „Neulateinische Epigramme im Unterricht“, „Peter Lindeberg“, „Sprache und Stil“, „Epigramm“, „Personenlob“, „Städtelob“, „Prosodie und Metrik“; dann nach den einzelnen Städten; schließlich zu den vorgestellten Autoren) und ein „Abbildungsverzeichnis“, das die Bildinhalte wiedergibt. Die eigentlichen „Abbildungsnachweise“ (zumeist wikicommons-Bilder, aber auch Originalzeichnungen von Lars Riemer und Xenia Sulimma) beschließen das ambitionierte Schulbuch, dem auch außerhalb des Schulgebrauchs ein breiter Leser*innenkreis zu wünschen ist, da es eine Fülle lesenswerter Texte und Kontexte bietet.

„Teil II: Unterrichtsmaterial für Schülerinnen und Schüler“ stellt im umfangreichsten Abschnitt („Europäische Städte“) dreizehn Städte in Epigrammen (und erweitert durch vielfältiges Ergänzungsmaterial) vor. Präsentiert werden Rostock, Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Antwerpen, Leipzig, Paris, Straßburg, Basel, Venedig, Padua, Rom und Neapel. In zwei kürzeren Kapiteln („Antike Dichter“ und „Neuzeitliche Denker“) stehen zunächst Vergil, Catull, Volusius (bei Catull), Stella (bei Martial), Livius und Plinius maior im Fokus, gefolgt von Erasmus von Rotterdam, Martin Luther, Philipp Melanchthon, Thomas Erastus, David Chytraeus und Heinrich Husanus.

Jede Doppelseite trägt neben dem Namen der Stadt oder des Autors ein zusätzliches Motto: Rostock etwa „Im Namen der Rose“, womit Bezug auf den namensgebenden Rosengarten genommen wird. Lübeck ist – für Leser*innen der *Buddenbrooks* wenig überraschend – die „Königin der Hanse“. (Abbildungen der Hanseflaggen von Hamburg, Lübeck, Bremen, Rostock und Wismar fehlen nicht.) Hamburg ist das „Tor zur Welt“, Lüneburg die „Quelle des weißen Goldes“ (mit einem Exkurs zur Salzgewinnung). Das Kapitel zu Antwerpen ist zusätzlich mit „Ohne Frieden ist alles nichts“ überschrieben, da man hier die zentralen Fakten zum Spanisch-Niederländischen Krieg (1568–1648) erfährt. Leipzig gilt als „Wiege der deutschen Standardsprache“; hier würden sich weiterführende Ausführungen zu Johann Christoph Gottsched (und den Folgen) anbieten. Die Universitätsstadt Paris ist als „Ort antiker Gelehrsamkeit“ vorgestellt, Straßburg als „[w]ehrhafte Stadt“ aufgrund seiner Autonomiebestrebungen, Basel als „Hort der Kultur“ (wegen seiner Kunstsammlungen). Bei Venedig wird die Frage „Nabel der Welt?“ aufgeworfen, bei Rom diejenige nach dem „Caput mundi?“. Padua gilt als „Stätte aller Wissenschaften“, Neapel als „[h]eimliche Hauptstadt“ (mit Rückbezug auf Johann Wolfgang von Goethes Wertung).

Vergil wird als „[e]in Dichter und seine Metaphern“ vorgestellt (mit Schwerpunkt auf den Bienen). Bei Catull ergeben sich enge Bezüge zu „Verona und Mantua“, bei Volusius stehen – in engem Bezug zu Catull – „Hasskommentare in der Antike“ im Zentrum. Stella ist „[d]er (un-)sterbliche Dichter“, Livius dient in geradezu idealer Weise dazu, um „[a]ntike Geschichtsschreibung“ vorzustellen, Plinius der Ältere ist – ein Prädikat, das ihm gefallen hätte, wie man annehmen darf – ein „Naturforscher ohne Grenzen“. Erasmus wird als „Mensch und

Erzieher“ vorgestellt, Luther als „Reformer und Prophet“, Melanchthon als „Freund Luthers und Praeceptor Germaniae“, Erastus als „Arzt und Gegner des Paracelsus“, Chytraeus als „Universalgelehrter“ und schließlich Husanus als „Dichter und Diplomat“.

Die einzelnen Themen sind übersichtlich auf Doppelseiten zusammengestellt und enthalten neben dem zentralen Epigramm, bei dem mittels „E“ und/oder „H“ angegeben ist, ob es den *Epigrammata* resp. den *Hedysmata* entstammt, eine Fülle von Zusatzmaterialien (z. B. informative Einleitungen zu Geographie, Literatur-, Kultur- und Stadtgeschichte, aber auch zu Sehenswürdigkeiten und Legenden). Dazu kommen mit „Information“ überschriebene Kästchen (zu mythologischen Figuren, zu antiken Autoren [mit Querweisen auf die entsprechenden Abschnitte später im Buch], zu zeitgenössischer Wissenschaft, zur Entwicklung des Neuhochochdeutschen, zur europäischen Universitäts- und Disziplinengeschichte [Bsp. Medizin in Padua], ja sogar zur Emblematik, zur Plinianischen Eruption, zu festen Poesieelementen wie der Musenanrufung, zur Scholastik, zu Paracelsus' Lehre oder zur Latinisierung resp. Gräzisierung von Eigennamen, mit instruktiven Beispielen) und/oder Ergänzungstexte (nur in Übersetzung oder zweisprachig). Dadurch wird die in Gelehrtenkreisen und gebildeten Zirkeln weite Verbreitung der vorgestellten Themen greifbar. Durchgehend wird die literarische, kulturelle und thematische Traditionslinie von der Antike in die Neuzeit sicht-, spür- und nachvollziehbar, wobei das Mittelalter allerdings bedauerlicherweise aus den Betrachtungen ausgeklammert wird, wie (viel zu) oft in neulateinischen Darstellungen.

Immer vorhanden sind Fragen zur „Texterschließung und Interpretation“ und eine kleine Karte, auf der die Stadt, die gerade behandelt wird, verzeichnet ist. (Auf den Doppelseiten zu den Autoren sind die Karten folgerichtig durch Autorenporträts oder Motive aus den präsentierten Texten ersetzt, z. B. durch einen in Papyrus mit als schlecht empfundenen Versen darauf eingewickelten Fisch im Abschnitt zu Volusius oder durch Sternchen im Fall von Stella – de facto in Ermangelung einer Büste o. ä.) Vielfältige Rezeptionsanregungen (darunter auch moderne Musik) machen die Beschäftigung mit diesem Schulbuch besonders reizvoll. Reichlich Vokabelangaben („Übersetzungshilfen“) ermöglichen zudem einen niedrigschwelligen Zugang.

Die Besonderheit und das Alleinstellungsmerkmal dieses Schulbuchs machen neben der bis in die Details liebevollen und überlegten Gestaltung seine thematische Vielfalt und die damit verbundenen Anknüpfungspunkte aus. Durch die Beschäftigung mit den hier vorgestellten Inhalten lernt man *multum* und *multa*. Für jedes Interesse ist etwas dabei – als Ergänzung oder als thematischer Schwerpunkt in einem modernen und alternativen Lateinunterricht, in dem auf die Wurzeln – mit Ausnahme von Spätantike und Mittelalter – nicht vergessen wird, in dem aber auch die jungen Triebe zu ihrem Recht kommen.

Sonja Schreiner

Eckard Lefèvre, Martinus Schoockius: *Encomium Surditatis – Lob der Schwerhörigkeit* (1650). Einführung, Text, Übersetzung, Kommentar. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (Frühe Neuzeit. Edition Niemeyer. 241.) XI + 151 S. ill. ISBN 978-3-11-073713-4. e-ISBN (PDF) 978-3-11-073188-0. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-073188-0. ISSN 0934-5531

Im Vorwort ordnet Eckard Lefèvre den Text in die „Paradox-Enkomistik“ (IX) ein, stellt kurz weitere Titel vor und begründet seine Auswahl mit seiner Beschäftigung mit Jakob

Baldes *Solatium podagricorum* (1661) und einem persönlichen Erlebnis, „war er doch 1983 beim Abstieg vom Schlern in Südtirol vom Blitz getroffen worden, der ihm zusammen mit dem Donnerschlag einen erheblichen Teil seines Hörvermögens zerstörte.“ Seine Edition gliedert er in vier Abschnitte („A. Einführung“, „B. Original und Übersetzung“, „C. Interpretation“ und „D. Literatur“). Die Einführung bietet eine literaturgeschichtliche Spezialabhandlung, stellt Lefèvre in ihr doch nicht nur den Autor und das Genre (von der Antike bis in die Neuzeit, mit Forschungsüberblick und Rückbezug auf Cicero, *Tusculanae disputationes* 5, 116–117) vor, sondern präsentiert neben einem schnellen Überblick von Caspar Dornavius bis Beethoven und Goethe auch ausführlicher weitere einschlägige Texte („Du Bellay: *Hymne de la surdit * – ein Vorgänger“, „Passerat: *De caecitate oratio* – eine Parallele“ und „Schoock: *Laus fumi* – ein zweites Paradoxenkomium“, worin Lefèvre gekonnt Bezüge auf Plautus’ *Aulularia*, zu Martials Epigrammen und Plinius’ *Naturalis historia* herausarbeitet und eine Fülle kulturgeschichtlichen Wissens voraussetzt). Weiters thematisiert er ausführlich griechische, römische und humanistische Quellen und Schoocks Umgang damit. Schließlich äußert sich Lefèvre zu einer groeren Zahl antiker und einer leichter überschaubaren neuerer „Zeugen“; damit meint er von Gehörverlust Betroffene in unterschiedlichsten Epochen.

Leben, Werk, Werdegang, berufliche Stationen, gelehrte Kontakte und Auseinandersetzungen von Martin(us) Schoock(ius) (1614–1669) stellt Lefèvre eingehend auf Basis zahlreicher „Überblicksartikel“ (1) und literarischer Zeugnisse anderer Gelehrter und Autoren (z. B. durch Jakob Balde im *Torvitatius encomium* [1658]) dar – eine ebenso verdienstvolle wie unabdingbare Aufgabe, da er nicht zu den allerbekanntesten Humanisten (seiner Epoche) zählt. Bemerkenswert, aber keineswegs untypisch für die Zeit ist Schoocks Beschäftigung mit sehr unterschiedlichen Themen, reicht das Spektrum doch von Descartes bis zu Abhandlungen über Torf, Butter, Käse und Störche (*Tractatus de Turffis, seu de cespitibus bituminosis*, 1658 und 1660; *Tractatus de Butyro. Accessit ejusdem Diatriba de Aversatione Casei*, 1661 und 1664; *Tractatus de Ciconiis*, 1660 und 1661).

Der Verfasser (und Editor) geht davon aus, dass Schoock griechische Texte häufig in lateinischen Übersetzungen gelesen hat, „obwohl er auch griechische Sprache und Literatur lehrte“ (29). Heute überholte Lesarten führt er auf zeitgenössische Ausgaben zurück. Als bersichtsquellen dienten ihm Theodor Zwingers katalogartige Zusammenstellung von historischen Personen (von Crassus bis Hadrian, jeweils mit Quellenangaben), die von *surditas* betroffen waren, und diverse Textzeugen (u. a. Nikarchos in der *Anthologia Palatina* zzgl. einer lateinischen Übersetzung von Thomas Morus). Mit Vorliebe setzte Schoock – passend zum paradoxen Enkomium – seine Vorlagen (32–33) „insgesamt in einen neuen argumentativen Zusammenhang [...]. Natürlich ist die Neufassung per se verständlich. Doch rechnet Schoock sicher auch damit, daß mancher aus dem gelehrten Kreis seiner Hörer bzw. Leser die Umformung bemerkt – und schtzt. Das *Surditatis encomium* ist keine popularmedizinische Schrift, sondern ein Traktat für Hochgebildete – auch für solche, die nicht schwerhörig sind.“

Die Überlegungen des Herausgebers zur „Form“ umfassen divergierende Elemente: vom „Titel“ ber die Differenzierung von *surdus* (schwerhörig) und *surdaster* (ein wenig schwerhörig), den „Redecharakter“ (37: „Schoocks rasante Rede jagt über mehr als 20 Druckseiten absatzlos von einem Punkt zum anderen, die Gedankengänge bald assoziativ, bald adversativ verbindend“) und die „Adressaten“ – gebildete Leser, die als *eruditi* angesprochen werden – bis zur „[]berlegene[n] Ironie“ und „[i]rrealen Erwägungen“; diese beiden Punkte zielen auf Auswirkungen von Schwerhörigkeit in diversen historischen Situationen. Zwei Titelvarianten

(*Laus surdidatis, Surdidatis encomium*) sind überliefert. Inhaltliche Fragen (zusammengestellt im Abschnitt „Der Gehalt“) betreffen – immer unter dem Gesichtspunkt der paradoxen Um- und Neubewertung – den „[r]elative[n] Wert der Ohren“, den „[a]bsolute[n] Wert der *surditas*“, (nur?) für die Zeit typische Klischees wie „Beherrschte Männer und schwatzhafte Frauen“, den „[g]öttlichen Ursprung der *surditas*“ und die abschließende Frage „Persönliche Wurzel?“. Denn *Lefèvre* geht davon aus, dass Martin Schoock selbst von Schwerhörigkeit betroffen war und hat auch gleich eine moderne Parallele parat (46): „Es ist gewiß kein Zufall, dass Otto Weinreich zur Zeit der Abfassung seiner weitgespannten Abhandlung ‚Zwei Epigramme des Nikarchos und die Volksschwänke über Schwerhörige‘ (1953) selbst ein *surdaster* war.“

Vor Edition mit Übersetzung stellt der Herausgeber in „Der Text“ die klare Überlieferungslage dar. Die vom Autor nicht vorgenommene Gliederung reicht *Lefèvre* nach und gibt auch den einzelnen Abschnitten der leichteren Verständlichkeit halber Überschriften. Ausgehend von der (53) „Ambivalenz des guten Hörsinns“ und des Hinweises, nicht für Schwerhörige, sondern für *auriti* zu schreiben, bringt Schoock mythologische Beispiele zum (55) „Schutz vor Locktönen“ und in weiterer Folge Vorteile der Schwerhörigkeit, da man vielerlei Unangenehmes nicht (mehr) wahrnehmen kann. Der Bogen spannt sich von Misstönen über brüllende Politiker und redselige Frauen bis zu Marktschreibern, Witzen, Possen, Deklamationen und Schwätzern – gilt also eigentlich für jeden Lebensbereich. Überreaktionen und Missverständnisse lassen sich ebenfalls vermeiden, behauptet er, das Hineinfallen auf Schmeichler ebenso wie Probleme mit Verleumdern und Delatoren. Dass Überhören auch durch nicht Gehörlose oder in ihrem Gehör Beeinträchtigte als erstrebenswert gilt, erläutert Schoock an *Cato maior*, Cicero und Archimedes. Gesten (weniger: Zeichensprache) ersetzen Auditives gut, und selbst Personen mit reduziertem oder nicht vorhandenem Gehör und/oder Sprechfähigkeit sind imstande, sich verständlich zu machen. Das Selbstgespräch wird zum Ersatz für Konversation mit anderen. Was man nicht zu hören vermag, kann man lesen. Vor Gerichtstätigkeit hat man als *surdus* oder *surdaster* Ruhe und kann sich stattdessen auf Gottes Stimme konzentrieren.

Im Interpretations- und Kommentarteil listet *Lefèvre* noch einmal übersichtlich die Gliederung auf und kommentiert dann Abschnitt für Abschnitt, indem er zahlreiche Bezüge zu Vorlagen und Parallelen herstellt. Viele Bezugsstellen zitiert er im Volltext, was eine schnelle Übersicht und einen eigenständigen detaillierten Vergleich mit unterschiedlichsten Autoren (Andrea Alciato, Augustinus, Cicero, Diogenes Laertios, Erasmus, Galen, Gellius, Herodian, *Historia Augusta*, Horaz, Livius, Lukian, Martianus Capella, Ovid, Antonius Panormita, Philostratos, Plinius minor, Plutarch, Quintilian, Heinrich Rybisch, Seneca, Johann Sommer, Georg Stengel, Strabon, Tacitus, Tertullian) ermöglicht und zudem Schoocks umfassende Belesenheit eindrucksvoll zeigt.

Eckard *Lefèvre*s treffender Charakteristik der Stoßrichtung des *Encomium surditatis* ist wenig hinzuzufügen (33): „Schoocks Rede ist ein charakteristisches Erzeugnis der Humanistenzeit, das ein Problem, das in der Vergangenheit ebenso aktuell gewesen ist wie in der Gegenwart, ganz aus dem Ambiente der Antike heraus gestaltet, die nicht nur die Sprache, sondern auch die Menschen und die Begebenheiten bereitstellt.“

Sonja Schreiner

Ramunė Markevičiūtė – Bernd Roling (Hg.), *Die Poesie der Dinge. Ziele und Strategien der Wissensvermittlung im lateinischen Lehrgedicht der Frühen Neuzeit*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (Frühe Neuzeit. Edition Niemeyer. 237.) VIII + 261. S. ill. ISBN 978-3-11-072068-6. E-ISBN (PDF) 978-3-11-072282-6. E-ISBN (EPUB) 978-3-11-072296-3. ISSN 0934-5531 <https://doi.org/10.1515/9783110722826>

Wie der den thematisch vielfältigen Band eröffnenden „Danksagung“ zu entnehmen ist, liegt dem facettenreichen Buch die Tagung „Herausforderungen der Poetisierung von Wissenschaft“ an der FU Berlin (31.01.–01.02.2019) im Zuge des DFG-Projekts „2305 Diskursierungen von Neuem. Tradition und Novation in Texten und Bildern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit“ zugrunde. Ramunė Markevičiūtė gibt in ihrer profunden „Einleitung“ einen Ausblick auf mögliche Forschungsfragen und Problemfelder, stellt im Zuge dessen die einzelnen Beiträge ausführlich vor, reichert sie mit eigenen weiterführenden Betrachtungen an und schildert – mit viel Literatur(referat) – die Entwicklung von der literarisch ausgestalteten Lehrdichtung über die zunehmende Technisierung der Fachsprache(n) bis zur nüchternen Gestaltung wissenschaftlicher Beiträge (1): „Das moderne Zeitalter zeichnet sich durch eine Vorliebe für Trennungen aus. Mit der Ausformulierung der modernen Wissenschaftsmethode trat auch die unwiderrufliche Scheidung von Subjektivität und Objektivität, Gesellschaft und Natur sowie Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft zutage.“ So betrachtet, ist der Sammelband ein aufschlussreicher Blick zurück, in eine andere Zeit mit einer anderen Wissenschaftstradition und -auffassung, keineswegs eine (2) „Rückkehr in ein naives und unaufgeklärtes Zeitalter, das noch nicht im Stande gewesen ist, zu differenzieren.“ Dabei verliert Markevičiūtė nie aus dem Blick, dass es in der langen Gattungsgeschichte des Lehrgedichts einen (20) „poetologischen Diskurs“ darüber gab, „wie sich der Zweifel an der Vereinbarkeit dieser Bereiche im Gleichschritt mit der Ausformulierung der modernen wissenschaftlichen Methode in der Frühen Neuzeit ausbreitete“.

Karl Enenkel stellt in seinem reich illustrierten Beitrag „Ludovico Lazzarellis Lehrgedicht *De gentiliū deorum imaginibus*“ vor, ein Lehrgedicht mit changierender Erzählperspektive zwischen Autor, Musen und Widmungsträger (21) „an den Schnittstellen verschiedener Medien“ und somit eine „reizvolle Gemengelage [...] aus den Traditionslinien eines didaktischen Kartenspiels, in dem kosmisches und enzyklopädisches Wissen vermittelt wird, des Unterrichtstraktates, des metrischen Lehrgedichtes [...], [...] dialogisch inszenierter Texte, der Ekphrasis, des gelehrten Kommentars und der humanistischen Herrscherpanegyrik.“ Am Anfang stehen Spielkarten (*tarocchi*) mit (25) „*edukative*[m] Zweck“ zum „Erlernen der Menschenwelt und des Kosmos“. Lazzarelli widmet jedes Kapitel der Ekphrasis einer einzigen Karte, wobei er aus den 50 möglichen (26) „ausschließlich jene mit den antiken Göttern und den Musen sowie mit den Personifikationen der Poesie und der Rhetorik“ auswählt. Lazzarellis *Movens* für die Abfassung war die Tatsache, dass das Spiel modern und beliebt geworden war, er es allerdings nicht als „Bildungsallgemeingut“ sehen wollte, sondern als „Kategorie des elitären, nur für die gelehrten und allegorieverständigen Humanisten bestimmten Wissens.“ Damit wird sein Lehrgedicht gleichzeitig zur Restauration mythographischen Wissens und zu einer Spielanleitung. In der Tradition von Fulgentius, dem *Mythographus tertius* und Boccaccios Göttergenealogie wendet Lazzarelli (29) „allegorische Exegese“ und Personifikationen an (30): „Wichtig ist, dass Lazzarelli dem Lehrgedicht insgesamt,

dem Lehrdichter sowie dem Lehrgedichtempfänger eine zentrale Rolle in der Kulturstiftung und -entwicklung zuweist.“ Nie geht es um Mythenkorrektur mittelalterlicher Überlieferung zu Gunsten antiker Tradition, um (39) „archäologische[n] Antiquarismus“, um eine Abkehr oder einen Paradigmenwechsel, um eine neue Haltung zu Stil, Grammatik und Poetik, die (40) „Mythenallegorese von Fulgentius bis Boccaccio weniger Wert zumaß, die Poetik des Boccaccio und Petrarca nicht mehr für verbindlich ansah und überhaupt die Werke des Frühhumanismus wie Boccaccios *Genealogiae* als überholt betrachtete.“ Für ihn ist Petrarcas *Africa* zentraler als die *Aeneis*; Ovid ist generell wichtiger als Vergil. In Lazzarelli sieht Enenkel keinen (41) „Anhänger des [...] progressiven Humanismus [...]“. Sein Lehrgedicht stellt den Versuch dar, [...] dem seit alters her sanktionierten mythographischen Wissen zu neuen Ehren zu verhelfen.“

Antonietta Iacono betont in „Mythopoeia und Wissenschaft in *De hortis Hesperidum* von Giovanni Gioviano Pontano“ dessen (43) „absolute Originalität hinsichtlich Form und Inhalt sowie der Kombination von wissenschaftlich-botanischem Thema und mythologischer Komponente. Das Neuartige besteht vor allem in der Wahl des Themas, nämlich den Zitrusgärten und insbesondere ihrer Pflege, wobei das botanische Regelwerk von einer musiven Konstruktion verschiedenster Materialien gestützt wird“. Dazu gehört auch eine eigene Variante zur Entstehung der Äpfel der Hesperiden, die er mit den Zitronen gleichsetzt, aus dem Körper des toten Adonis, wodurch auch dessen Mythos eine neue Deutung erfährt (45): „Nach der komplexen mythologisch-ätiologischen Einleitung mit der Metamorphose des Adonis und der Erzählung der Ankunft der Zitronatzitrone in Italien beginnt die Entwicklung eines ausführlichen und detailgenauen Regelsystems zum Anbau der Zitrusfrüchte“. Der Wechsel von neu kreierter Ätiologie und Botanik bestimmt die Anlage und den Charakter des Werkes ebenso wie der Rückbezug auf eine Vielzahl von Quellen aus unterschiedlichen Fächern, was sich idealtypisch zu Pontanos eigener multidisziplinärer Ausrichtung fügt. Eine Fülle von Textpassagen (in Original und Übersetzung) stützt Iaconos theoretische Ausführungen (60): „Alle Ursprungsmythen haben zugleich ätiologischen wie funktionalen Charakter“.

Nikolaus Thurn widmet sich in „Die *Chrysopoeia* des Giovanni Augurelli“ der (61) „Kunst des Goldmachens, der Literatur in Prosa vor allem aus dem vierzehnten und dem späteren sechzehnten Jahrhundert, weniger hingegen aus Augurellis Zeit gewidmet ist, vor allem auf Französisch und Latein.“ Thurn referiert die Problematik der Zuordnung zu einem (62) „Sub-Genre“ und glaubt selbst, dass (63) „wir es mit einem gewöhnlichen Epos in der Nachfolge Vergils zu tun haben, dessen Außergewöhnlichkeiten sich durch die literarische Tradition der Materie erklären lassen, die es behandelt.“ Augurelli hatte keine (64) „elementare[n] Kenntnisse der Metallurgie“; lieber adaptierte er die *Georgica* und zitierte die *Naturalis historia* (66): „Von der Gewinnung der Rohstoffe hatte Augurelli also keine über das Oberflächliche hinausgehende Kenntnis; er hatte auch offensichtlich kein Interesse, sein aus Plinius gewonnenes Wissen zu aktualisieren. Dagegen kann er sich in der Vier-Elemente-Theorie sicher bewegen und auch in der Alchemie eine bestimmte Lehre gegen andere vertreten.“ Thurn kann zeigen, dass Augurelli auf (70) „Verfahrenstechniken, Instrumente, Industrien“ fokussiert, „die zu seiner Zeit im Dreieck zwischen Rimini, Venedig und Treviso europaweit führend ausgeübt wurden.“ Sein Interesse erstreckt sich von Käse über Grappa und Glas bis zu Kupferblau (Azurit). Aus dieser Breite leitet Thurn ab, dass Augurellis (74) „Nachahmung der *Georgica* Vergils tiefer geht, als zuerst vermutet. Die vier Bücher der *Georgica* widmen sich ja nicht einer globalen Landwirtschaftskunde, auch nicht irgendeiner

Landwirtschaft. Sie behandeln die ideale Wirtschaft eines idealen Italiens [...]. Augurellis *Chrysopoeia* behandelt nicht irgendwie die Stoffe, welche unter der Erde liegen [...]. Vielmehr treten, assoziativ, aber auch gedrängt im Exkurs, Spitzentechnologien des Staates Venedig hervor, mit denen er seinen Reichtum und seine Macht begründet.“ Die *Chrysopoeia* ist mehr (75) „als nur ein alchemistisches Lehrgedicht: es ist gleichzeitig, ja vielleicht vornehmlich, Lob seiner Heimatregion in Gestalt ihrer herausragenden Tugend – der Erfindung und Umsetzung von Erfindungen.“ In dieser Gewichtung steht nicht die Stadt Venedig im Zentrum, sondern die Produktionsstätten im Umland.

Marc Laureys widmet sich in „Literarische Kunst und Friedensengagement in der *Bombarda* des Bartholomaeus Latomus“ nach einem konzisen Forschungsbericht einer Neubewertung der *Bombarda*. Er skizziert die Entstehungsgeschichte des Gedichts, nennt denkbare Vorbilder und sieht lehrhafte Elemente nicht als Latomus' Primäranliegen (84): „Stattdessen fällt von Anfang an der stark appellative Charakter des Gedichts auf.“ Er appelliert an den Zusammenhalt der Christen gegen die Türken. Wenn er die tödliche Zerstörungskraft, die von Kanonen ausgeht, anprangert, ist die Nähe zum Lehrgedicht stärker ausgeprägt, der (85) „Friedensdiskurs“ bleibt aber sein eigentliches Anliegen. Zahlreiche Textauszüge belegen Latomus' gekonnte Quellenauswahl (90): „In den narrativen Teilen seiner *Bombarda* will Latomus sich nicht als Lehrdichter profilieren, sondern als ein Dichter, der sich für diese Abschnitte von der römischen Epik inspirieren lässt [...]. So beendet Latomus seine *Bombarda* mit einer klaren Handlungsanweisung an den Widmungsträger des Gedichts. Dahinter steht eine politische Moraldidaxe, die gut in einen Fürstenspiegel passen würde. In diesem Kontext erhalten auch die lehrhaften Ausführungen [...] ihren eigentlichen Sinn. [...] Somit ist die *Bombarda* nicht so sehr Lehrdichtung, sondern vielmehr Mahndichtung: Latomus' Ziel ist nicht so sehr *docere*, sondern vielmehr *movere*; seine Lehre wird zur Belehrung.“ Auch spätere Gedichte über das Schießpulver (z. B. Tarillons *Pulvis Pyrius* [1692]) enthalten nicht nur lehrhafte Elemente, lassen sich aber generisch leichter einordnen (93): „Dass die *Bombarda* von der Forschung als Lehrgedicht bezeichnet werden konnte, ist wohl nicht (lediglich) auf eine unsorgfältige Lektüre zurückzuführen, sondern auch durch die Proteusartige Natur der Lehrdichtung selbst zu erklären.“

Alexander Winkler beantwortet die Frage „Raphael Thorius' *Hymnus Tabaci*: literarisches Spiel, medizinischer Traktat oder politisches Manifest?“ nach eingehender philologischer Analyse und zahlreichen Zitaten mit einem dreifachen Ja, indem er die Präsenz dieses (95) „festen Bestandteil[s] der Alltagskultur“ und „neu entdeckte[n] Heil- und Genussmittel[s]“ in der neuzeitlichen Literatur aufzeigt, medizinische, tages-, gesellschafts- und kolonialpolitische Aspekte beleuchtet und gestalterische Besonderheiten von der Zueignung an den Präsidenten des Londoner College of Physicians, Sir William Paddy, über epische und panegyrische Elemente (gerichtet an James I.) bis hin zur (105) „Poetisierung der Wissenschaft“ – analog zu Fracastoro's *Syphilis* – herausarbeitet (101): „Die hexametrische Form, die didaktische Programmatik sowie nicht zuletzt auch der konkrete botanische, medizinische und agronomische Lehrgehalt lassen den *Hymnus Tabaci* spontan als Lehrgedicht erscheinen.“ Charakteristisch ist (107–108) „[d]ie enge Verquickung von poetischer Präsentation und wissenschaftlichem Erkenntnisstreben [...]. Der *Hymnus Tabaci* weist durch die Inszenierung des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses Züge einer nicht bloß belehrenden, sondern gar ‚forschenden‘ Dichtung auf, was den wissenschaftlichen Anspruch des Textes unterstreicht.“

Claudia Schindler erläutert in „Bilgepumpe, Zuckerrohrmühle, Hebewerk: Technische Geräte und Maschinen in der neulateinischen Jesuiten-Lehrdichtung“, wie herausfordernd

(114) „Beschreibungen von Maschinen und technischen Gerätschaften [...] im Kontext der poetischen Gestaltung fachwissenschaftlicher Gegenstände“ sind und dass sie in der Jesuitendichtung des 17. und 18. Jh. „zu einem generischen Marker dieser Dichtungen werden“. Was beschrieben wird, spiegelt den wissenschaftlichen und technischen Fortschritt und die Neuheit des Geschilderten (115): „Generell lässt sich dabei feststellen, dass in den Lehrdichtungen des siebzehnten Jahrhunderts vor allem Maschinen und Gegenstände des allgemeinen Gebrauchs beschrieben werden, während Geräte für naturwissenschaftliche Forschung [...] und technische Spielereien [...] in den Lehrdichtungen des achtzehnten Jahrhunderts ihren Platz finden. [...] Die Frage nach dem Verhältnis von ‚Lehre‘ und ‚Dichtung‘ hängt [...] mit der Frage nach der ‚Diskursivierung von Neuem‘ eng zusammen.“ Schindler sieht das jesuitische Lehrgedicht als zwar um sachliche Richtigkeit und Informationsgehalt bemühte, aber – im Unterschied zu Prosa-Abhandlungen – (116) „konservative Gattung“, die sich strukturell und lexikalisch an klassischen Vorbildern orientiert. Als (117) gemeinsame „Wertebasis“ dient die Zielvorgabe, dass „alle wissenschaftlichen Studien *ad maiorem Dei gloriam* geschehen“. In den Fokus rückt sie Nicolò Partenio Giannetasios *Nauticorum libri VIII*, Tommaso Strozzi's *De mentis potu seu cocolatis opificio* und Camillo Eucherio De Quinzis *Inarime*, drei Texte aus (115) „der neapolitanischen Mikrotradition“. Im Zuge einer Seesturmschilderung findet sich in den *Nautica* die Beschreibung einer hydraulischen Pumpe. Schindler druckt alle 29 Hexameter zuzüglich Übersetzung ab (120): „Insgesamt handelt es sich bei Giannetasios Beschreibung der Bilgepumpe um eine klar aufgebaute, in jedem Punkt sachbezogene Darstellung, die das Objekt als solches auch für Leser mit einem geringeren technischen Sachverstand identifizierbar macht. [...] Gegenüber dem Lehrabschnitt hat die Themenangabe eine deutlich elaboriertere Diktion.“ Kernbegriffe der Passage sind *labor*, *artes* und *comperta mira*, (121) „zentrale Aspekte jesuitischen Selbst- und Wertverständnisses [...]. Und auch dem Dichter kommt in diesem Zusammenhang eine wichtige Aufgabe zu: Seine exakte Darstellung dient vordergründig gewiss dazu, den Gegenstand zu beschreiben und in seiner Funktion zu erläutern. Letztlich erweist auch sie in ihrer Schnörkellosigkeit und ‚Fachlichkeit‘ dem von Gott verliehenen Erfindungsgeist ihre Reverenz. Sie vermag es, den Gegenstand so gekonnt in das Medium der Literatur umzusetzen, dass er wieder visualisierbar wird.“ Eine Zuckerrohrmühle steht in Strozzi's Gedicht über Schokolade im Zentrum. Auch hier zitiert Schindler einen signifikanten Ausschnitt und zeigt, dass (124) „Strozzi's Ausführungen nicht adhortativ, sondern deskriptiv“ sind (124–125): „Gegenüber Giannetasios nüchterner Schilderung weist Strozzi's Darstellung eine deutliche poetische Färbung auf. [...] Die Beschreibung zielt offensichtlich nicht auf eine realistische Abbildung. Sie ästhetisiert die durch Sklavenarbeit betriebene, laute und schmutzige Arbeit der Zuckergewinnung und stilisiert sie zu einer harmonischen Kombination von Erfindergeist, Arbeitseifer und Anstrengung. Das Schneiden und Zerkleinern des Zuckerrohrs wird zu einer minutiös geplanten Choreographie, zu einem *exemplum* für das Zusammenwirken von Mensch und Maschine, das durch die Anwendung jesuitischer Kardinaltugenden ermöglicht wird.“ Bei De Quinzi geht es um die Heilquellen auf Ischia. Das Gedicht nimmt seinen Ausgang bei der antiken Badekultur. Das geschilderte Wasserhebwerk (wiederum mit viel Text) weist Bezüge zu Vitruv auf und (125) „wird vom Dichter gleichwohl als ‚neu‘ diskursiviert“. Im Zentrum des Interesses steht die Funktionsweise (128): „Der Dichter strebt in der Beschreibung Verständlichkeit an. Zentrale Begriffe erläutert er in Fußnoten, um sie dem nicht technikaffinen Leser zugänglich zu machen“. Physik interessiert ihn nicht, vielmehr der Gegensatz von Natur und Technik (129): „Der Mensch tüftelt das Wasserdruckwerk [...] kraft seines *sagax ingenium* aus. In den

[...] Abläufen spielt er jedoch keine Rolle mehr, so dass sich die Maschine von ihrem Erfinder gleichsam emanzipiert und autonom zu handeln scheint.“

Bernd R o l i n g eröffnet „Thy gift, Pomona! John Philips’ *Cider* zwischen vergilianischem Nationalgedicht und agrarökonomischer Fachliteratur“ mit Friedrich Ludewik Bouterweks Verdikt über das Lehrgedicht in seiner *Geschichte der Poesie und Beredsamkeit* (1805), insbesondere wenn sie im 18. Jh. noch auf Latein verfasst und nach römischen Mustern verfertigt sei. Eine der wenigen Ausnahmen ist John Philips’ *Cider* (1705) über (133) „Apfelwein als in Fässer gefüllten englischen Nationalstolz“. Agrardichtung ohne die *Georgica* ist kaum denkbar, besonders wichtig ist R o l i n g aber (134) „die Interaktion von Latinität und Volkssprache“, wie er an einer Fülle von Texten anschaulich zeigt (138): „Man läuft also nicht fehl, wenn man festhält, dass agrarische Lehrdichtung im ausgehenden siebzehnten Jahrhundert ein gesamteuropäisches und polyglottes Phänomen war, das durch den Anker Vergils in der Latinität einen verbindenden Bezugspunkt besaß, einen Bezugspunkt, der auch die Interaktion zwischen den europäischen Kulturräumen erheblich erleichtern mußte.“ Als Vorbereitung auf die Präsentation von *Cider* zeichnet R o l i n g die *Georgica*-Rezeption in England nach (141): „John Philips war ein ausgewiesener Latinist“. Neben Vergil beeinflusste Milton dessen eigene Literaturproduktion. *Cider* wiederum diente als Gegengewicht zum *Cidre*. Zudem gab es seit dem späten 16. Jh. eine Spezialdisziplin (142) „unter dem Lemma ‚Pomologie‘ abgebucht“, wozu R o l i n g eine Fülle von Beispielen anführt und dann in allen Details Philips’ Text vorstellt (153–154): „Bei aller schon konstatierten Präsenz des Lehrgedichts in England hatte Philips [...] mit *Cider* ein neues Leitbild geschaffen. Es war ihm gelungen, die *Georgica* als nationales Lehrgedicht in ein zutiefst englisches Gedicht zu verwandeln, ein Gedicht, das mit dem gleichen utopisch-glorifizierenden Anspruch auftrat wie seine lateinische Vorlage. [...] Als Adaptation der *Georgica* leistete *Cider* noch mehr; es proklamierte eine nationale Versöhnung, die Klassen und Konfessionen gleichermaßen überbrücken konnte, das Gedicht würdigte die agrarischen Stände in ihrer tragenden Rolle, zugleich vermittelte es der Oberschicht auch Kenntnisse, über die die unteren Schichten [...] immer verfügt hatten, auch ohne dass sie in Gestalt von Fachliteratur ausformuliert wurden. Beide Gesellschaftsschichten trafen sich in der Mitte, im Apfelwein.“ Philips’ Konzept war so erfolgreich, dass es zu einem internationalen Muster, aber auch zu einer Kontrastfolie bzw. zu einer Art Reibebaum für spätere einschlägige Texte wurde, die R o l i n g zum Abschluss vorstellt: Für Befürworter und Gegner war *Cider* jedenfalls zu einem (162) „Schlüsselwerk der europäischen Literatur“ geworden.

Juliane K ü p p e r s bietet in „Framing Newton’s *Principia*: The Three Versions of Edmond Halley’s Lucretian Ode and Newton’s Reception of Lucretius’ *De Rerum Natura*“ eine exakte Gegenüberstellung der verschiedenen Versionen zuzüglich detaillierter Kommentierung (163): „The different versions of the ode created different personae for the *Principia*’s author – and thus gave its readers different approaches to the scientific work“. Die Dedikationsode stand nach Newtons *Praefatio ad lectorem* direkt vor dem Haupttext: „In the second and third edition (1713 and 1726), the ode was revised by its editors, significantly so by Richard Bentley and to a much lesser extent by Henry Pemberton. Its placement was changed to a less prominent position among the other paratexts.“ K ü p p e r s kann – unter Anführung zahlreicher Texte – nachweisen, dass die Veränderungen ganz wesentlich mit Newtons gewandelte Einstellung zu Lukrez zu tun haben und nicht nur mit äußeren Bedingungen (184): „i.e., ascribing the openly Lucretian ode to the Stuart monarchy, and the physico-theological reading to the tumultuous period after the Glorious Revolution. Newton’s own writings [...]

show a careful separation of Epicurean physical theory and theology. They also reflect, in general, an intense engagement with, reliance on, and sympathy for the ancient source.“

Johanna Luggin stellt in „Claude Griffets *Cerebrum* (1727), ein poetischer Führer durch das Gehirn“ das Lehrgedicht eines kaum bekannten Jesuiten vor, einen Text, der (185) „Anatomie, Ursprung und Funktion des menschlichen Gehirns beleuchtet“. Speziell dabei ist, dass zunächst Prometheus dem Dichter die Anatomie erläutert und danach der Dichter (187) „die Funktion und den Sitz des Intellekts, seine Beziehung zur Erinnerung, seine Verbreitung bei unterschiedlichen europäischen Völkern, sowie seine Gefährdung durch die *Phantasia*, die Imagination“. Andreas Vesalius, René Descartes, William Harvey und Thomas Willis sind wichtige Quellen (191): „Griffets Gedicht rezipiert mithin zeitgenössisches anatomisches Wissen, das der Dichter auf kreative Weise in unterschiedlichen Formen in seine Erzählung einbringt. Die komplexe Thematik, die sowohl medizinische als auch philosophische Aspekte beinhaltet, wurde vom Dichter durch verschiedene Strategien auf der einen Seite innovativ dargestellt, um den Leser bei Laune zu halten, auf der anderen Seite bisweilen auch auf einfachere Weise präsentiert, um durch die Komplexität des Themas nicht zu verschrecken.“ Viele Textauszüge machen Griffets Lukrez-Bezüge deutlich (193–194): „Sprachlich und stilistisch orientiert sich der Dichter in weiten Teilen eng am klassisch-antiken Vorbild. [...] Er hält sich deshalb nicht mit Neuschöpfungen auf, bietet auch selten eine erschöpfende Erklärung für Fachtermini, sondern markiert einige, den Lesern wohl weniger bekannte, besonders griechische mit kursivem Druckbild.“ Weitere Genres – auch neulateinische Texte – schaffen (195) „ein vertrautes Setting für das fremde Sujet“. Griffet wird durch seine gelungene Mischung von *prodesse et delectare*, wie sie schon Horaz als dritte Möglichkeit anspricht (vgl. *ars* 333–334) (203) „eine Inspiration [...] für die junge Generation, [...] an wissenschaftlichen Aktivitäten teilzuhaben, zu lernen, aber auch selbst nachzuforschen, Dinge zu hinterfragen und Wissen zu generieren“. Das könnte man als passendes Motto oder Devise über den gesamten Sammelband schreiben.

Reinhold F. Gleis stellt als Einleitung zu „*Tertius motus*: Die Erklärung der Präzession im *Anti-Lucretius* des Melchior de Polignac“ den phänomenologischen und den kausalen Ansatz im Lehrgedicht vor (mit antiken Beispielen) und zeigt am Beispiel der Gravitationslehre, dass es bei Polignac zu Spannungen zwischen diesen beiden Polen kommt. Er entwickelt (206) „eine anti-lukrezische bzw. anti-epikureische Ethik, Anthropologie und Theologie“, wobei das Interesse an der Wissenschaft die religiöse Komponente oft überdeckt, und arbeitet sich an einem hochaktuellen Thema ab, da im späten 17. und frühen 18. Jh. Newtons Gravitationslehre und Descartes' Wirbeltheorie in Widerspruch zueinander standen. Lange Textauszüge (mit eigener Übersetzung) helfen beim Nachvollzug der hochkomplexen Materie. Die Planetenbewegungen hat Polignac richtig und genau beschrieben, sein Anschluss an Descartes war ein Irrweg, aber (218) „entscheidend ist die Unbeirrbarkeit, mit der Polignac eine rationale Erklärung der Naturphänomene verfiht. Und das wiederum ist gar nicht anti-lukrezisch.“

Thomas Haye betritt mit „Das Gedicht *De Solis ac Lunae defectibus* des Roger Boscovich (1711–1787): wissensvermittelnde Poesie in antiker und nachantiker Tradition“ den astronomischen Sektor, zeichnet die (219) „25-jährige Produktions- und Rezeptionsgeschichte“ des 5.508 Hexameter umfassenden Werks aus einem „aus 300 Versen bestehenden Nucleus“ nach (auch auf Basis der Vorrede, in der sich Boscovich selbst ausführlich dazu äußert und von einem *work in progress* schreibt), ordnet ihn in die (221) „Lehrgedichtstradition“ von Antike, Mittelalter und Neuzeit ein und beschreibt Boscovichs anspruchsvolle

Darstellung (z. B. zahlreiche Digressionen aus literarischen Gründen, aber auch Fußnoten in Prosa [225] „für den *hard-core*-Mathematiker“). Diese Prosazusätze zeigen klar, dass sich das Werk an Kollegen richtet, doch in den poetischen Abschnitten (229) „nimmt Boscovich keine ausdrückliche Profilierung des angesprochenen Lesers vor. Es bleibt unklar, ob das primäre Zielpublikum aus mathematisch vorgebildeten Wissenschaftlern, aus dichtungsaffinen Intellektuellen oder [...] aus jungen Schülern und Studenten bestehen soll.“ Diese Offenheit entspricht durchaus den Konventionen der Gattung. Der Rückgriff auf antike und moderne Vorbilder erweist Boscovichs breiten Horizont (238): „Dass der Autor für seine Beiträge zum aktuellen wissenschaftlichen Diskurs *auch* die altehrwürdige, doch zu seiner Zeit bereits etwas angestaubte Form des Lehrgedichts gewählt hat, ist wohl primär mit dem jesuitischen Milieu sowie dem eigenen literarischen Ehrgeiz zu erklären. [...] Im Bereich der Dichtung wollte er sich als *poeta ambidexter* profilieren [...]. Dennoch dürfte in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts [...] auch dem Lehrdichter selbst [...] bewusst gewesen sein, dass die Welt der Wissenschaft längst prosaisch geworden war.“

Yasmin H a s k e l l beleuchtet in „Latin Scientific Poetry under the Shadow of the Jesuit Suppression“ wissenschaftliche Publikationen, die zwischen 1755 und 1814 entstanden sind und damit einem Kerninteresse des Ordens entsprechen (240): „Latin didactic poetry exemplified the rigour and humanism of Enlightenment-era Jesuit education in its virtuosic combination of classical Latinity and contemporary science. That said, the roots of Jesuit didactic (philosophical) poetry go back to the earliest years of the Society and indeed to Renaissance humanism.“ Ins Zentrum ihrer Betrachtungen stellt sie zunächst Emmanuel de Azevedos *Heroum libri IV*, (239) „a Virgilian poem about the expulsion of the Jesuits from Ibero-America (the collective heroes of the title) and their journey to Italy.“ Zahlreiche Passagen haben naturwissenschaftlichen oder naturphilosophischen Inhalt (244): „Azevedo might be adumbrating a program not just for Jesuit scientists and scholars but also for Jesuit scientific *poets* – effectively demonstrating how such materials might be rendered poetic in what is, in essence, a georgic *praeteritio*.“ Ein weiterer Text, der als Ausgangspunkt für eine ganze Reihe ähnlich gelagerter Publikationen dient, ist Rafael Landívars *Rusticatio Mexicana* in 15 Büchern (246): „In many ways Landívars poem is a Virgilian georgic, doing for the New World what the French Jesuit Jacques Vanière had done for rural France“. Abschließend äußert sich H a s k e l l zur verbindenden Rolle des Lateinischen und zeigt wechselseitige Bezugnahmen ebenso auf wie weitreichende Lukrez-Adaptationen (253): „It would certainly be an oversimplification to suggest that the writing of Latin scientific poetry by Jesuits in the later eighteenth century was motivated solely or even subliminally by a need for consolation of self and each other. Nevertheless, we have seen that the didactic genre lent itself to the construction of intellectual, poetic and, by extension, emotional communities.“

Ein umfangreiches „Personenregister“ beschließt den Tagungsband, der den Blick auf leistungswerte Texte freigibt, die sich aufgrund hoher Spezialisierung einer breiten Rezeption bisher bedauerlicherweise entzogen haben. Texte wie die hier präsentierten zeigen die Spannweite von „Latin as a lingua franca“ – lange bevor das Englische diese Rolle übernommen hat. Solche Texte sind es, die die (Neo)latinistik auch für Leser*innen attraktiv machen, die sich (aus welchen Gründen auch immer) für andere Genres und/oder Autoren weniger erwärmen konnten – so sie denn bereit sind, diese ganz spezielle *Poesie der Dinge* für sich entdecken zu wollen, und so selbst dem Neulatein nochmals eine ganz neue Seite abzugewinnen.

Sonja Schreiner